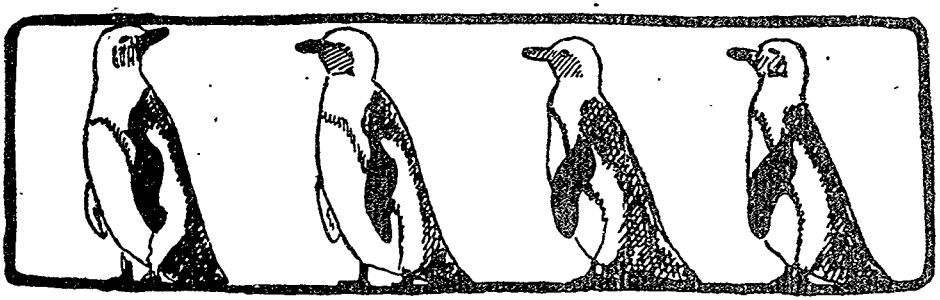

30. August 1920

LUDWIG QUESSEL · DAS FIASKO DES UNTERSUCHUNGSAUSSCHUSSES

GERADE in den Tagen, da es wohl den meisten Deutschen, auch denen, die den Bethmannkurs mitgegangen waren, klar wurde, welch ein politisches und moralisches Verbrechen und welch ein Verderb für den europäischen Kontinent, insbesondere für Deutschland, die Zerschlagung des Russischen Reiches war, erschien der Bericht des Ausschusses, der das Ergebnis der parlamentarischen Nachforschungen über die Bemühungen der deutschen Regierung von 1916 Wilson für eine Friedensaktion auf dem Boden der inaugurierten Randstaatenpolitik zu gewinnen zusammenzufassen versucht.[1]) Das Zusammentreffen beider Ereignisse ist eine denkwürdige Ironie der Weltgeschichte. Denn der parlamentarische Untersuchungsausschuß hatte nach dem Willen seiner Urheber eigentlich den Nachweis zu erbringen, daß Wilson im Winter 1916 bereit gewesen sei die deutsche Randstaatenpolitik als Grundlage der Vermittlung eines Friedens ohne Sieger und Besiegte zu akzeptieren, welches Vorhaben dann freilich durch die Erklärung des verschärften Unterseebootkriegs vereitelt worden sei.

Man kann nun mit aller Bestimmtheit sagen, daß dieser Nachweis vom parlamentarischen Untersuchungsausschuß nicht erbracht worden ist. Was geschehen wäre, wenn unsere Oberste Heeresleitung ihre letzte Karte, den Unterseebootkrieg, nicht ausgespielt hätte, ist freilich schwer zu bestimmen. Wohl aber läßt sich sagen, daß derjenige, der mit ausreichender Kenntnis der Weltlage von 1916 an die Prüfung des gesamten Materials herantritt, eher zu der Überzeugung gelangen kann, daß Wilsons Bereitschaft zur Friedensvermittlung, die uns 1916 oft in Aussicht gestellt, aber immer wieder hinausgeschoben wurde, für das Auswärtige Amt in Washington nur ein Mittel gewesen ist die deutsche Regierung von der Ausnutzung der Amerika und England schwer bedrohenden östlichen Friedensmöglichkeiten abzuhalten. Die Öffnung der Archive des Washingtoner Auswärtigen Amts dürfte diese Auffassung ebenso bestätigen, wie die Öffnung der Archive des Auswärtigen Amts in Petersburg die hier 1916 zum Ausdruck gebrachte Vermutung als richtig erwiesen hat, daß dem russisch-japanischen Vertrag von 1916 ein Geheimvertrag zugrunde liege, der sich gegen England und

[1]) Siehe den Bericht des 2. Unterausschusses des Untersuchungsausschusses über die Friedensaktion Wilsons 1916-1917 (Verfassunggebende deutsche Nationalversammlung, 15. Ausschuß) /Berlin 1920/.

Amerika richte.[2]) Bekannt ist nun, daß den linken Parteien die Bemühungen des Grafen Bernstorff Wilson für eine Vermittlung des Friedens zu gewinnen aus dem Grund in einem so verklärten Licht erschienen, weil sie glaubten, daß Wilson geneigt war die Randstaatengründungen Bethmann Hollwegs anzuerkennen. Was selbst noch 1919 vielen Parteigrößen als Ideal deutscher Staatskunst erschien: nämlich Deutschland durch ein Barrierengebilde, eine Randstaatenkette, vom eigentlichen Rußland abzusperren, ist heute endlich als das erkannt worden, was es immer gewesen ist: nämlich als die denkbar schwerste Schädigung Europas und Deutschlands. Von allen Seiten wird jetzt die Randstaatenpolitik als schier unfaßbare Verirrung der deutschen Politik bezeichnet und restlos preisgegeben. So äußerte sich jüngst der neue Außenminister Simons über die Randstaatenfrage einem Vertreter der Leipziger Volkszeitung gegenüber wie folgt:

»Als Brücke eines friedlichen Austausches mit Rußland sind die Randstaaten, auch abgesehen von ihrem eigenen Verkehr mit Deutschland, von hohem Wert; nur ein Barrierengebilde würde bei uns das Bedürfnis nach einer Grenze mit Rußland übermächtig machen.«

Als Barrierengebilde waren aber die Randstaaten von ihren Urhebern gerade gedacht. Sie sollten die Verfeindung mit Rußland verewigen und die Basis der Freundschaft mit England bilden. Ähnlich wie Simons denkt offenbar jetzt auch der Reichsfinanzminister Wirth, der bei einer Zentrumsfeier in Frankfurt voll Freude feststellen zu können glaubte, daß »die Randstaatenpolitik zuschanden geworden, die Randstaatenkette zerrissen« sei.

Die Erkenntnis, daß die Absperrung Deutschlands von Rußland durch einen Kordon von Kleinstaaten ein Mittel ist Deutschland dauernd in Ohnmacht zu halten, ist heute freilich leichter zu erlangen als 1916. Damals standen die Sozialistischen Monatshefte mit ihren Warnungen nahezu allein. Heute, nachdem der Versailler Vertrag die Randstaatenpolitik vollauf verwirklicht hat, ist es nicht mehr schwer einzusehen, daß die leitende Idee jener Politik: das Gebiet des ehemaligen Russischen Reichs in eine Anzahl weltpolitisch einflußloser Klein- und Mittelstaaten zu zerlegen, einzig der Sicherung der britischen Weltherrschaft dient und daher wohl der Leitstern englischer, aber niemals deutscher Außenpolitik sein durfte. In Versailles hat England die Grundlagen zu einem polnischen, litauischen, lettischen und finnischen Staat, die Deutschland in unheilvoller Verblendung 1916 selbstmörderisch legte, sorgfältig konserviert. Die Absperrung von Rußland durch ein Barrierengebilde von Kleinstaaten wäre, was betont werden muß, auch dann zum Unheil Deutschlands ausgeschlagen, wenn wir an die von uns geschaffenen Randstaaten nicht große Gebiete hätten abtreten müssen. Heute stößt man in Deutschland daher auch kaum noch irgendwo auf Widerspruch, wenn man die Einbeziehung der Randstaaten in einen slawischen Staatenbund oder Bundesstaat als erstrebenswertes Ziel deutscher Politik bezeichnet. So hat die Entwickelung eines einzigen Friedensjahrs dazu ausgereicht die leitende Idee der Randstaatenpolitik, wonach Deutschlands Interesse die Zerstückelung des östlichen Imperiums erfordert, ad absurdum zu führen. Noch klarer

[2]) Siehe Quessel Der russisch-japanische Vertrag, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 II, Seite 798: »Da in dem Sondervertrag zwischen Japan und Rußland kein Wort zu finden ist, das darüber Auskunft gibt, welches denn die territorialen Rechte und besonderen Interessen sind, zu deren Schutz und Verteidigung das Abkommen geschlossen wurde, so konnte man als sicher annehmen, daß dem öffentlichen Vertrag ein geheimes Abkommen zugrunde liegt.« Jenes von den Bolschewisten veröffentlichte geheime Abkommen ist abgedruckt in den Dokumenten aus den russischen Geheimarchiven, herausgegeben vom Auswärtigen Amt /Berlin 1918/, Seite 55 ff.

als zu Bismarcks Zeiten springt jetzt jedem, der außenpolitisch denken kann, die Tatsache ins Auge, daß Rußland und Deutschland gleichlaufende Lebensinteressen haben, daß der Fall des einen Partners auch der Fall des andern und der Aufstieg des einen auch der Aufstieg des andern ist, wie sehr im übrigen auch das soziale und politische System beider Staaten jeweilig auseinandergehen mag. Man begreift endlich, daß die Worte, mit denen sich Alexander II. von Bismarck verabschiedete, nicht nur für die Dynastieen beider Ländern sondern auch für deren Völker Geltung haben:

»Von beiden Ländern hat keines auf Kosten des andern etwas zu gewinnen oder zu erstreben, sondern beide sind zu gemeinsamer Verteidigung gleichartiger Interessen gegen mannigfache, durch den gegenwärtigen Zustand Europas bedingte Gefahren auf einander angewiesen.«

Die Solidarität mit Rußland darf heute freilich nicht in dem Sinn ausgelegt werden, daß sie uns in einen Gegensatz zu den anderen Völkern des Kontinents bringt. Das hieße ihren eigentlichen Sinn verkennen, ja ins Gegenteil wenden. Für unser Verhältnis zu Frankreich kann die Existenz eines großen östlichen Imperiums nur heilsam sein. Ein unzerstückeltes Rußland kann weder die Vorherrschaft Deutschlands noch die Frankreichs auf dem Kontinent wünschen, stellt daher die Kraft dar, die jede der beiden Nationen vor Übergriffen der anderen schützt, dadurch die Reibungen zwischen ihnen ⟨die nie durch ihre wirklichen Interessen hervorgerufen werden⟩ ausschaltet und so, ihren Zusammenschluß fördernd, ihrer beider Zukunft sichert. Von dieser Einsicht war man, als im Herbst vorigen Jahres der parlamentarische Untersuchungsausschuß seine Arbeiten begann, allerdings noch weit entfernt. Die linken Parteien lebten noch in der Illusion, es werde gelingen den Beweis zu führen, daß 1916 durch Wilson ein Friede auf dem Boden der Randstaatenpolitik hätte vermittelt werden können, wenn nicht die Unterseebootfanatiker dazwischen gefahren wären und den Friedensbringer in einen Kriegsbringer verwandelt hätten. Nach Veröffentlichung der Berichte des Untersuchungsausschusses und der Gutachten der Sachverständigen kann man jetzt mit voller Bestimmtheit sagen, daß diese Auffassung als eine Legende erwiesen worden ist. Allerdings sucht der zumeist nach dem Entwurf Sinzheimers angefertigte Mehrheitsbericht von ihr zu retten, was von ihr noch zu retten ist. Aber dieses Unternehmen stellt sich für jeden kritischen Leser ganz und gar als ein Versuch mit untauglichen Mitteln dar.

Unter den Bekundungen der Sachverständigen, die dem Mehrheits- und dem Minderheitsbericht des Untersuchungsausschusses beigefügt sind, verdient namentlich das Gutachten des Gesandten Freiherrn von Romberg größte Beachtung. Der militärische Niedergang der Zentralmächte im Jahr 1916 ist der Schlüssel für das Verständnis aller Stadien der deutschen Aktion Wilson als Friedensvermittler zu gewinnen. Es war im Sommer 1916, als die Offensive gegen Verdun im Blut unserer Truppen ertrank; dann kam Brussilows Durchbruch in Wolhynien, der Österreich viele Tausende Tote und Verwundete sowie 350 000 Gefangene kostete; ihm folgte der Vormarsch der Italiener, die am 9. August den Brückenkopf am Isonzo besetzten. Auf allen Fronten geschlagen, mußten die kaiserlichen Heerführer mit Angst der weitern Entwickelung der Dinge entgegensehen, da nun, den Zusammenbruch der Zentralmächte vorwegnehmend, auch Rumänien in den Krieg gegen uns eintrat. Die kaiserlichen Heerführer wußten sehr wohl, daß die Zusammenraffung aller noch verfügbaren Kräfte zur Niederringung der

Rumänen eine Änderung der verzweifelten Gesamtlage nicht bringen konnte, weil für die ersten Monate des Jahres 1917 die Entente auf Grund der amerikanischen Kriegslieferungen einen Materialkrieg größten Stils vorbereitete, den Deutschland vielleicht noch einige Monate, aber sicher nicht länger als ein halbes Jahr hätte aushalten können. Da die auch in jener kritischen Zeit leider konsequent festgehaltene Randstaatenpolitik eine Ausnutzung der Friedensmöglichkeiten im Osten nicht zuließ, blieben den kaiserlichen Staatsmännern und Heerführern nur noch zwei Wege zur Verhinderung des deutschen Debacles offen: die Gewinnung Wilsons als Friedensvermittler oder die Erklärung des verschärften Unterseebootkriegs, von dem man annahm, daß seine Wirkung groß genug sein werde, um England zu einem Verständigungsfrieden auf dem Boden der Randstaatenpolitik zu nötigen. Über die militärische Lage der Zentralmächte im Jahr 1916 wurde hier zusammenfassend im November vorigen Jahres folgendes gesagt:

»Auch Hindenburg und Ludendorff waren im Herbst und Winter 1916 überzeugt, daß der Krieg für Deutschland verloren sei, wenn ihm nicht noch in letzter Stunde das Unterseeboot den Sieg bringe. Wie Ertrinkende an eine wenig tragfähige Planke, so klammerten sich die deutschen Heerführer an die Unterseeboothoffnung. Man muß die ungünstige militärische Lage der Zentralmächte im Auge behalten, um zu verstehen, warum diese Hoffnung gerade gegen Ende des Jahres 1916 wie mit Zaubermacht die Herzen unserer Heerführer gewann.«[3])

Die selbe Auffassung vertritt auch Freiherr von Romberg in seinem Gutachten:

»Ich habe aus meinen vielen Erfahrungen ... den Eindruck gewonnen, daß die Entente ... in ihrer Siegesgewißheit nicht geschwankt hat ... Wir dürfen nicht vergessen, daß die Reichsleitung ihre Entschlüsse mit der Uhr in der Hand fassen mußte. Man muß sich die Situation auszumalen versuchen, wie sie damals von der Reichsregierung vorausgesehen werden mußte für den Fall, daß sie sich zu dem Verzicht auf den uneingeschränkten Unterseebootkrieg entschlossen hätte; eine Situation, wie sie für die Entente gar nicht günstiger ausgedacht werden kann. Der zermürbende und nach Ansicht der Obersten Heeresleitung nicht mehr erträgliche Zweifrontenkrieg wäre weitergegangen. Unsere militärische Position wäre von Tag zu Tag schwächer geworden. Gleichzeitig hätte ein Notenaustausch über Friedensmöglichkeiten eingesetzt, den beliebig hinzuziehen durchaus in der Hand und im Interesse der Entente gelegen hätte. Je schwächer unsere militärische Lage geworden wäre, desto geringer die Aussicht für einen Erfolg Wilsons. Wir müssen uns darüber klar sein, daß der Entschluß zum Verzicht auf den Unterseebootkrieg schon damals eine militärische Kapitulation bedeutet hätte. Daß uns nicht Amerika, aber die russische Revolution aus dieser furchtbaren Lage gerettet haben würde, konnte damals niemand voraussehen. Es ist vielleicht nicht überflüssig daran zu erinnern, daß gerade ... Graf Bernstorff in der kritischen Zeit über unsere militärische Lage nicht unterrichtet war und immer von der falschen Voraussetzung ausgegangen ist, daß wir ohne Hinzutreten Amerikas nicht zu schlagen seien und infolgedessen alle Zeit gehabt hätten eine amerikanische Friedensaktion sich auswirken zu lassen.«[4])

Die scharfe Kritik, die Romberg in obigen Ausführungen an den fast kindlichen Darlegungen des Mehrheitsberichts des Untersuchungsausschusses übt, ist vollauf berechtigt. Wenn es auch vielleicht noch zu entschuldigen ist, daß der deutsche Reichstag im Jahr 1916 sich in vollkommener Ahnungslosigkeit über Deutschlands militärische Lage befand, so ist es doch für die Mehrheit des Untersuchungsausschusses ein schlimmes Armutszeugnis die selbe Unwissenheit noch im Jahr 1919 als Grundlage ihrer Untersuchungen und Fragestellungen zu machen. Mit nur zu berechtigtem Spott fertigt Romberg auch Sinzheimers naive Schlußbetrachtungen ab, in denen Bethmann

[3]) Siehe Quessel Bethmann Hollwegs Annexionismus, in den Sozialistischen Monatsheften, 1919 II, Seite 1038.
[4]) Siehe den in Note 1 erwähnten Bericht, Seite 60.

vorgeworfen wird, daß er den Kampf gegen den uneingeschränkten Unterseebootkrieg nicht mit Zuhilfenahme des Reichstags fortgesetzt habe ⟨als ob der Reichstag jemals eine eigene Ansicht gegenüber den *Autoritäten*, die für ihn unfehlbar waren, gehabt hätte!⟩:

»Der Reichstag wäre letzten Endes vor die Frage gestellt worden: Kapitulation oder Anwendung eines von unseren militärischen Autoritäten als absolut wirksam bezeichneten Kampfmittels? Kann es zweifelhaft sein, wie die Entscheidung ausgefallen wäre, auch bei Vorlage der gesamten Unterlagen?«[5])

Man darf wohl hoffen, daß diese Darlegungen Rombergs das demokratische Märchen erledigen werden, als ob im Jahr 1916 alles vortrefflich gestanden hätte und der Sieg uns gewiß gewesen wäre, wenn nicht die Oberste Heeresleitung mit ihrer unglückseligen Erklärung des Unterseebootkriegs den Eintritt Amerikas in den Krieg provoziert hätte. In Wirklichkeit war Deutschlands Lage Ende 1916 infolge der riesenhaften amerikanischen Kriegslieferungen, die es England gestatteten 2 Millionen Mann aus seinen Werkstätten und Fabriken herauszunehmen und gegen uns aufzustellen, nicht nur ernst sondern verzweifelt geworden. Es ist durchaus richtig, daß die anmaßend selbstbewußte Sprache des deutschen Friedensangebots von 1916 lediglich verschleiern sollte, daß uns nur noch die Wahl zwischen Kapitulation und verschärftem Unterseebootkrieg blieb. Deutschland war eben Ende 1916, trotz seinen Erfolgen in Rumänien, im Landkrieg militärisch erledigt. Retten konnte uns nur noch eine schnelle Friedensvermittlung oder der wie ein Geheimnis lockende Unterseebootkrieg. Es war nun aber kaum mehr als eine vage Hoffnung, daß England, das unmittelbar vor dem vollen Sieg zu stehen glaubte, sich von Wilson hätte bestimmen lassen sich mit einem Frieden abzufinden, der den Krieg als unentschieden gelten ließ. Zu dieser Annahme gehört in der Tat eine Fähigkeit zur Selbsttäuschung, die über das erlaubte Maß hinausging. Die Antwort der Entente auf das deutsche Friedensangebot ließ auch für solche Annahme nicht den geringsten Raum.

Nichtsdestoweniger wird man daran festhalten müssen, daß 1916 Friedensmöglichkeiten im Sinn einer schnellen Herstellung des Friedens vorhanden waren. Nur sind sie nicht in Amerika sondern im Osten zu suchen.

Auf die östlichen Friedensmöglichkeiten macht nun als einziger unter den Sachverständigen Otto Hoetzsch in seinem Gutachten aufmerksam. Er sagt:

»Ich habe während des ganzen Jahres 1916 immer und immer wieder die Dinge so formuliert: Anhaltspunkte zu Friedensbesprechungen mit dieser Seite ⟨jetzt setzen Sie statt amerikanisch russisch!⟩ sind zweifellos vorhanden. Zweitens: Niemand kann wissen, ob diese Anhaltspunkte zu einem Erfolg führen können. Aber drittens: Angesichts der Lage Deutschlands ist es nötig, daß der Staatsmann alles tut, um solche Anhaltspunkte voll auszunutzen. Und viertens ⟨so stand ich schon damals zu der Frage und habe es auch Herrn von Bethmann Hollweg wissen lassen⟩: Wären die Verhandlungen ⟨mit Wilson oder⟩ mit Rußland zum Scheitern gekommen, dann hätte der Staatsmann die volle Möglichkeit gehabt das ganze Volk zum Verzweiflungskampf aufzurufen und in allen Schichten die Einsicht hervorzurufen: Es geht eben nicht anders als mit dem uneingeschränkten Unterseebootkrieg und mit dem Kampf bis zum äußersten und letzten.«[6])

Die Anhaltspunkte, von denen Hoetzsch spricht, sind hier schon im November des vorigen Jahres ausführlich dargelegt worden. Der Umstand, daß sie im Bericht des Untersuchungsausschusses keine weitere Erwähnung finden, rechtfertigt es sie hier noch einmal anzuführen:

[5]) Siehe den Bericht, Seite 61.
[6]) Siehe den Bericht, Seite 85.

»Schon zu Beginn des Jahres 1916 zeigte sich, daß sich in Petersburg eine Umorientierung der russischen Außenpolitik vollzogen hatte. Man war dort zu der Erkenntnis gelangt, daß der Krieg nur noch zum Vorteil Englands und Amerikas weitergeführt werden könnte. Aus dieser Einsicht heraus erfolgte schon am 3. Februar die Verabschiedung Goremykins und die Ernennung des Reichsrats Stürmer zu seinem Nachfolger, gegen den der britische Botschafter in Petersburg, Buchanan, sofort wegen seiner prodeutschen Gesinnung eine systematische Hetze begann. Wie wenig Erfolg Buchanan mit seiner Wühlerei aber hatte, zeigt der Umstand, daß Stürmer den Intimus Buchanans, den Kriegsminister Suchomlinow, verhaften und in die Peterpaulsfestung sperren ließ. Geradezu Schrecken rief aber in London und Washington am 23. Juli die Nachricht hervor, daß Sasonow, der Vertrauensmann Buchanans, von Stürmer gestürzt worden sei, der nun auch das Portefeuille des Auswärtigen übernehme. Erwägt man, daß am 3. Juli der für die Öffentlichkeit bestimmte Teil des russisch-japanischen Abkommens veröffentlicht worden war, so wird man die Panik, die diese Entwickelung in den eingeweihten Kreisen in London und Washington hervorrief, verstehen können. In Berlin freilich verstand man diese Zeichen der Zeit nicht zu deuten. Man verstand die Aufforderung an Deutschland nicht, die die Veröffentlichung des russisch-japanischen Vertrags zu jenem Zeitpunkt in sich schloß. Ein Separatfriede mit Rußland und Japan hätte ja den Verzicht auf die Annexion von Kurland und Litauen sowie auf die Losreißung Polens bedeutet, und davon wollte Bethmann Hollweg nichts wissen. In der sozialdemokratischen Fraktion wurde damals allerdings gesagt, daß, um das schreckliche Morden zu beenden, die Sozialdemokratie bereit sei nicht nur »mit dem Blutzaren, diesem Teufel in Menschengestalt, sondern mit dem Teufel selbst Frieden zu schließen«; ob aber die leitenden Persönlichkeiten der Fraktion in diesem Sinn auf die Reichsregierung auch eingewirkt haben, muß dahingestellt bleiben, solange die östlichen Friedensmöglichkeiten nicht durch eidliche Vernehmung festgestellt worden sind.«[7])

Zu diesen Ausführungen ist noch ergänzend zu sagen, daß es wohl kein Zufall ist, daß der Untersuchungsausschuß die Prüfung der östlichen Friedensmöglichkeiten von 1916-1917 resolut beiseite geschoben hat. Wahrscheinlich fürchteten verschiedene Parteigrößen, daß ihre angeblich antiannexionistische Gesinnung dabei in eigentümlichem Licht erscheinen könnte. Daher stellt, sachlich, nicht parteipolitisch betrachtet, die ganze Arbeit des parlamentarischen Ausschusses eigentlich eine Irreführung der Öffentlichkeit dar. Was das deutsche Volk von der Untersuchung klargestellt wissen wollte, war, ob 1916 schon irgendwo Möglichkeiten vorhanden waren den Frieden herbeizuführen. Indem der Ausschuß die östlichen Friedensmöglichkeiten von 1916 so behandelte, als seien sie gar nicht vorhanden gewesen, haben seine Arbeiten die entscheidende Frage, w o die Schuldigen an der Verlängerung des Krieges von 1916 bis 1918 zu suchen sind, nicht nur nicht geklärt sondern positiv verdunkelt. Tatsache ist, daß man in Petersburg vom Sturz Goremykins an auf eine Annäherung Deutschland wartete und alle Wege hierzu ebnete. Statt dessen erhielt man im November 1916 die Polenproklamation als einen Schlag ins Gesicht versetzt. Trotzdem ließ, wie wir aus den Erinnerungen des Grafen Czernin jetzt wissen, der Zar unmittelbar vor Beginn der Generaloffensive, im Februar 1917, den Zentralmächten den Frieden anbieten.[8]) Von allen diesen Dingen erfährt aber das deutsche Volk aus den Arbeiten des Untersuchungsausschusses nichts, und deshalb stellen diese ein Fiasko dar. Sie bringen nicht die Wahrheit sondern deren Verschleierung zugunsten der Randstaatenpolitiker, der allein Schuldigen an der Fortsetzung des Krieges, der Verwüstung Europas vom Sommer 1916 bis zum November 1918.

7) Siehe Quessel, an dem in Note 3 erwähnten Ort, Seite 1041 f.
8) Siehe Czernin Im Weltkrieg /Berlin 1919/, Seite 192 f.

MAX SCHIPPEL · DIE INTERNATIONALE UND DIE ENGLISCHE ARBEITERBEWEGUNG

GEMÄSS dem Beschluß des jüngsten Genfer Kongresses wurde der Sitz der sogenannten Zweiten Internationale, der nichtbolschewistischen politischen Arbeiterinternationale, nach England verlegt. Die Leitung des Internationalen Gewerkschaftsbundes verblieb zwar einem der kleinen neutralen Länder, aber zweifellos wird hier gleichfalls die frühere englische Zurückhaltung und Gleichgültigkeit in Zukunft weniger bemerkbar sein. Gerade unter den Arbeitern haben sich im Land der splendid isolation während des Krieges große geistige Wandlungen vollzogen, die im überwiegenden Endergebnis immer wieder auf eine stärkere Empfänglichkeit für internationale Fragen hinauslaufen, auf ein nachdrückliches Streben den engen imperialistisch-nationalen Gesichts- und Interessenkreis der vorherrschenden bürgerlichen Politik Englands zu überwinden.

Bleibt es bei dieser Strömung, so wird sich wahrscheinlich auch zwischen den in erster Linie stehenden politischen und gewerkschaftlichen Organisationen Englands eine Verschiebung fortsetzen, die schon während der letzten Jahre mit zunehmender Deutlichkeit hervortrat und zugleich tiefere allgemeine Entwickelungstendenzen verriet.

EINE Verschiebung würden freilich wir Deutsche (und man darf sagen: wir festländischen Sozialdemokraten allesamt) zunächst bedauern müssen: nämlich die augenblicklich fast vollständige Ausschaltung der Independent Labour Party für die Zweite Internationale. Der letzte Parteitag in Glasgow im April dieses Jahres wies hier unglücklicherweise den Parteivorstand (das National Administrative Council) an die Verbindung mit der Zweiten Internationale zu lösen. Dieser Beschluß war mit 529 gegen 144 Stimmen gefaßt worden. Für den Anschluß an die Dritte Internationale sprachen sich 206 Stimmen aus, andrerseits 472 für weitere Erwägungen und Nachprüfungen und spätere Einberufung einer endgültig entscheidenden Sonderkonferenz. Die unserer deutschen Sozialdemokratie innerlich noch am nächsten stehende englische Parteiorganisation versagt also zurzeit nach jeder Seite, und wenn Männer wie James Ramsay MacDonald trotzdem in Genf eine so hervorragende Rolle zu spielen vermochten, so taten sie dies als Vertreter der umfassendern, sozialistische und gewerkschaftliche Organisationen, in allererster Linie sogar Trade Unions umschließenden Labour Party, von der nunmehr zweifellos das Schicksal der Zweiten Internationale ganz anders als früher abhängen wird.

In den letzten 2 bis 3 Jahren ist die Labour Party, wenn vielleicht auch mehr durch ihre Wortführer als in ihren Massen, dem Lloyd Georgeschen Kurs immer entschlossener durch ein Programm der internationalen Versöhnung und der inneren Reformen entgegengetreten. Es knüpfte, was die Außenpolitik anlangt, in Gedankengang und Wortlaut zwar etwas einseitig an die Wilsonschen Kundgebungen an, aber die Stuart Bunning und Henderson nahmen es damit wirklich ernst, und man braucht nicht zu bezweifeln, daß sie sich in aufrichtiger Weise um seine Verwirklichung mühten. Jedenfalls, wenn von England irgendetwas für die Wiederversöhnung der Völker zu

hoffen ist, dann nur von seiner Arbeiterklasse, die durch den wirtschaftlichen Druck der Kriegs- und Übergangszeit erstaunlich rasch zu selbständigerm Denken und Handeln erzogen wurde. Bei den Wahlen vom Dezember 1918 rückte deshalb die Arbeiterpartei zum erstenmal in ihrer Plattform internationale Forderungen mit in den Vordergrund:

»Jetzt, wo der Friede vor der Tür steht, hat die Arbeiterpartei ein Recht zu fordern, daß das ihren Mitgliedern beim Eintritt in die letzte Koalitonsregierung Dezember 1916 gemachte Versprechen zur Erfüllung gelangt: daß nämlich die Arbeit auf dem offiziellen Friedenskongreß eigens vertreten ist. Sie bekräftigt von neuem die Erklärung der interalliierten Arbeiter- und Sozialistenkonferenzen vom Februar und September 1918 [beide in London]: daß die Völker, weil sie dem Ruf zur Verteidigung aller freiheitlichen Grundlagen nachkamen, den gerechten Anspruch erworben haben die letzten Spuren der überlieferten Anschauung von einer besondern zur Regierung berufenen Klasse zu tilgen. Bei allen grundlegenden Entscheidungen, von denen das Dasein und Wohlergehen von Millionen Lohnarbeitern abhängt, sollten diese auch an den zuständigen Stellen unmittelbar vertreten sein. Gemeinsam mit den anderen Arbeiter- und Sozialistenorganisationen in den verbündeten Ländern sprach sich die Arbeiterpartei ferner für einen Weltarbeiterkongreß bei Beendigung der Feindseligkeiten aus, um einen wirksamen Völkerbund auf wahrhaft demokratischer Grundlage zu schaffen, und ebenso, um eine internationale Verständigung zur Durchsetzung einer für alle Länder gleichmäßigen Gesetzgebung über die Werkstättenverhältnisse, die Höchstarbeitszeit, die Verhinderung von Schwitz- und gesundheitsschädlicher Arbeit und ähnliche industrielle Reformen zu erzielen.«

Zwar hatte die Labour Party daran festgehalten, daß für die Berner internationale Konferenz, nach den vorher gepflogenen Besprechungen mit den ausländischen Parteien und Organisationen, eine unmittelbare Vertretung der Unabhängigen Arbeiterpartei nicht möglich sei, aber sie stellte sich im allgemeinen durchaus auf den Standpunkt dieser ihr angegliederten Organisation und brachte dies tatsächlich im Februar 1919 in der Entsendung MacDonalds und Snowdens nach Bern, und zwar mit ungebundenem Mandat, zum Ausdruck.

Im großen und ganzen läßt sich demnach erwarten, daß die zu stärkerm Einfluß emporgehobene Labour Party ihren nächsten internationalen Aufgaben ernsthaft nachstreben wird. Damit träte dann das ein, was hier bei Ausbruch des Weltkriegs von jener, durch MacDonald repräsentierten »deutschfreundlichern Unterströmung in England« gesagt wurde: daß sie nämlich »bei einer Neuordnung aller Verhältnisse, wie sie der Ausgang des Krieges mit sich bringen wird, . . . sehr wohl eine Bestimmung zu erfüllen haben« dürfte.[1]) Dieser Bestimmung wird sie am besten genügen, wenn sie den Zusammenschluß des europäischen Festlands nicht hindert, insbesondere die Zusammenarbeit der deutschen und der französischen Arbeiterklasse ihrerseits fördert. Daß sie für eine solche Annäherung manches tun kann, hat die Sitzung des Genfer Kongresses vom 5. August gezeigt, wo MacDonald im Verein mit Belgiern und Franzosen zu gemeinsamer Hilfeleistung für Mitteleuropa aufforderte: ein Akt, durch den die Solidarität der Völker unseres Kontinents gefestigt wurde. Man wird daran die Hoffnung knüpfen dürfen, daß die englische Partei selber durch diese enge und dauernde Berührung mit den Wünschen und Interessen anderer Völker, aber gleicher Klassengenossen, sich von manchem Vorurteil und mancher Interesseneinseitigkeit befreien wird, von denen die übrigen Klassen Englands sich sonst schwer loslösen.

[1]) Siehe Bloch Der Krieg und die Sozialdemokratie, in den Sozialistischen Monatsheften, 1914 II, Seite 1026.

EDEUTUNGSVOLLER ist jedoch der unleugbare Umschwung in den englischen Gewerkschaftskreisen. Durchgängig standen diese bis vor wenigen Jahren allen internationalen Bemühungen teilnahmlos, wenn nicht ablehnend gegenüber. Gehörte doch zum Internationalen Gewerkschaftsbund gar nicht der Trade Unions-Kongreß oder dessen Parlamentarisches Komitee, sondern lediglich die General Federation of Trade Unions: nicht etwa ein Gegenstück zu unserer deutschen Generalkommission sondern eine Nebenorganisation, die hauptsächlich als eine Art freier Streikversicherung zwischen einzelnen Verbänden gegründet war und die gar nicht selten mit dem Kongreß und dem Parlamentarischen Komitee in Differenzen geriet. Außerhalb der Federation blieben stets die großen Gewerkschaften der Bergarbeiter, der Eisenbahner, der Metallarbeiter, auch die meisten Verbände der ungelernten Arbeiter (general labourers), deren größter etwa unserm Fabrikarbeiterverband entspricht. Von dem gemeinsamen Ausschuß, zu dem der Trade Unions-Kongreß und die Labour Party neuerdings zusammentraten, ist die anfangs gleichfalls beteiligte Federation seit 1917 ausgeschlossen, wegen des Übereinandergreifens und der Grenzstreitigkeiten mit der wirklichen, obwohl ziemlich formlos locker gefügten Gewerkschaftszentrale, dem Kongreß: der Kongreß umfaßte damals 4 Millionen Gewerkschafter, die Federation 800 000, davon höchstens 100 000, die nicht zugleich dem Kongreß angeschlossen waren. Von der Kriegszeit her steht der Sekretär der Federation, Appleton, in keinem guten Ruf, und seine Vorliebe sich als berufensten Wortführer der gesamten gewerkschaftlich organisierten englischen Arbeiterschaft im In- und Ausland aufzuspielen beschleunigte die nirgends bedauerte Kaltstellung von 1917 noch. Tatsächlich ruhte die internationale gewerkschaftliche Mitarbeit immer noch in den besseren Händen bei einigen Verbänden, die, wie die Berg- und die Transportarbeiter, sich ohne Zwischenglied und auf eigene Faust mit dem Ausland zusammenfanden, und nicht bei der Federation, die man auch in Deutschland vielfach nicht richtig einzuschätzen wußte.

Allem Anschein nach werden der Trade Unions-Kongreß und das Parlamentarische Komitee, das daraus hervorgegangen ist, die neuen Mittelpunkte der Arbeiterinternationale für England werden: zunächst rein gewerkschaftlich, aber durch das erdrückende Übergewicht der Trade Unions in der Labour Party[2]) vermutlich mit starken Rückwirkungen auf die politische Internationale und deren nach England übertragener Leitung. Ganz allmählich sind die gewerkschaftlichen Spitzen dieser sonst ungewohnten Betätigung nähergerückt, bei der in Zukunft wohl nur eine Erweiterung, keine Wiederpreisgabe mehr denkbar ist.

Im Jahr 1917 beschloß der Trade Unions-Kongreß ein Informationsbureau zu errichten und diesem Bureau die Pflege nicht nur des internationalen Nachrichtendienstes sondern auch des internationalen Zusammenwirkens zu übertragen. Darauf fußend bemühte sich das Parlamentarische Komitee schon im Anfang des Jahres 1918, im Verein mit Gompers, um das Zustandekommen der bekannten, schon oben erwähnten interalliierten Konferenzen. Die Londoner Konferenz vom September 1918 leitete Stuart Bunning,

[2]) Siehe Schippel Aus der jüngsten englischen Arbeiterbewegung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 642 ff.

der neugewählte Vorsitzende des Parlamentarischen Komitees, dem man kurz zuvor als *Défaitisten* noch eine Reise nach Amerika vereitelt hatte. Bei allen wichtigeren zwischenstaatlichen Zusammenkünften begegnet man alsdann dem Komitee immer von neuem. Auf die Absicht der endgültigen Übernahme der internationalen Gewerkschaftsverbindungen und der entsprechenden Schachmattsetzung der General Federation weisen ferner die neuen Vorschläge für die vollkommene Umgestaltung des Parlamentarischen Komitees hin.[3]) Als besondere Aufgabe des zukünftigen Generalrats wird hier ausdrücklich bezeichnet:

»Er soll Beziehungen zu den Gewerkschafts- und Arbeiterbewegungen anderer Länder anknüpfen, mit dem Ziel gemeinsames Handeln und internationales Wirken zu fördern.«

WELCHES Gepräge die zu erwartende stärkere Einflußnahme der englischen Arbeiter auf die internationale Politik tragen wird, darüber gehen erklärlicherweise die Meinungen noch sehr auseinander. Die übermächtigen allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge, in die er hineingeboren ist, deren stiller und nachhaltiger Wirkung er von Jugend auf Tag für Tag unterliegt, haben den englischen Arbeiter trotz allem Klassengegensatz in großen politischen und ökonomischen Schicksalsfragen nach außen hin fast immer in geschlossener Reihe mit der bisher herrschenden bevorzugten Oberschicht der Bevölkerung gezeigt. In dem für das Ausland und die Völkergesamtheit noch immer günstigsten Fall stand er passiv und ohne Interesse beiseite und ließ die Dinge so gehen wie sie der Wille anderer daheim in Bewegung gesetzt hatte und in Bewegung hielt.

Jedoch die letzten Jahre haben hier manche Gemeinsamkeit nach innen gelöst und manche Kultur- und Interessengemeinschaft nach außen zum Bewußtsein gebracht, und es scheint, als ob daraus die entsprechenden Folgerungen gezogen werden. In den Kämpfen gegen kurzsichtige und kurzlebige Gewaltpolitik, andrerseits für rascheste Befreiung aus den Kriegsnöten aller Art hat der englische Arbeiter letzthin unbestreitbar Willens- und Tatkraft bewiesen. Von der Vorstellung, daß ein naturbegünstigter, glücksverwöhnter Inselstaat von den Gegensätzen der kontinentalen Völker leben und gedeihen müsse, scheint sich die Arbeiterklasse Englands emanzipieren zu wollen. Den vielgepredigten Wirtschaftskrieg nach dem Abschluß des militärischen Ringens haben die Arbeiter fast ausnahmslos stets entschieden abgelehnt. Entsprechend den Erfolgen der Arbeiterklasse bei den nächsten Wahlen wird die englische Außenpolitik größere Ruhebedürftigkeit und Friedfertigkeit zeigen.

Die Verlegung der politischen Internationale nach England kann für diese Entwickelung nur günstig sein, wenn sie tatsächlich eine engere Fühlungnahme mit dem Kontinent herstellt, die bis zur Gegenwart selbst im Frieden so viel zu wünschen übrigließ, und wenn sie, was für uns immer der entscheidende Gesichtspunkt sein muß, es so auch den Völkern des Kontinents erleichtert sich wirtschaftlich enger aneinanderzuschließen und dadurch die Produktivität ihrer Arbeit zu erhöhen: was schließlich ja auch im wohlverstandenen, wenngleich bis jetzt kaum erkannten Interesse des englischen Volkes selber liegt.

[3]) Siehe Schippel, am erwähnten Ort, Seite 646.

HERMAN KRANOLD · ZUR LEISTUNG DES DEUTSCHEN MILITÄRSYSTEMS

KRONZEUGEN in dem weltgeschichtlichen Prozeß gegen das alte Militärsystem: das sind im Grunde jene Vertreter des alten Regimes, die durch Belastung Mitschuldiger die eigene Verantwortung zu mindern suchen. Der Politiker darf an diesen Bekenntnissen, gleichviel welches ihr psychischer Urgrund ist, nicht vorübergehen sondern muß sehen, was daraus zur Klärung der furchtbaren Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft gewonnen werden kann. So veröffentlichte der Generalleutnant A. von Cramon Erinnerungen aus seiner 4jährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim österreichischen Armeeoberkommando in einem Buch, das mancherlei zur Beantwortung der Frage beitragen kann, wieweit das deutsche Militärsystem während des Krieges versagt hat.[1]) Darin wird auch das österreichisch-ungarische Militärwesen in den Kreis der Betrachtung gezogen, das indes ja in vielen Punkten schon vor dem Krieg und erst recht während seines Verlaufs nach dem deutschen orientiert worden ist. Dabei wird es für uns nicht darauf ankommen etwa die Schuld einzelner Heerführer zum Gegenstand nachträglicher Anklagen zu machen, vielmehr soll vor allem der Wert des deutschen Systems für die Lösung seiner eigentlichen Aufgabe untersucht werden.

Der Vorwurf, daß Deutschland *militaristisch* sei, wird in der ganzen Welt in erster Linie mit dem Hinweis begründet, daß die Militärs sich bei uns fortwährend über den ihnen fachgemäß zukommenden Wirkungsbereich hinaus Übergriffe in die politische Lenkung der Geschicke des deutschen Volkes zuschulden kommen ließen. Die Verteidiger des deutschen Heers wehren sich gegen diesen Vorwurf mit dem Gegenvorwurf gegen die Politiker, diese hätten in den dringendsten Fragen eben nichts getan und sich stets darauf verlassen, daß das Heer schon alles gutmachen werde. Cramon gibt dem in seinem Buch einmal in folgender Weise Ausdruck:

»Wir Soldaten sind dahin erzogen unsere Ansicht zu sagen, gegebene Befehle auszuführen, auch wenn sie dieser Ansicht widersprechen, oder um andere Verwendung zu bitten, wenn Befehl und eigene Überzeugung in zu großem Gegensatz zu einander stehen. Im Frieden ließ man uns gehen, im Krieg gab man uns vielfach nach, nicht, weil die militärisch begründete Ansicht auch die politisch zutreffende war, sondern weil man nicht die Energie aufbrachte, um Nein zu sagen. . . Niemand wäre einem starken und zielbewußten Lenker unserer Politik williger gefolgt als das Heer.«

Und ein andermal kritisiert er das Verhalten Czernins in Brest Litowsk:

»Ich kann es . . . nicht gelten lassen, daß Graf Czernin sein Vorgehen immer wieder mit der ablehnenden Haltung der deutschen Obersten Heeresleitung begründet. Die Oberste Heeresleitung war nicht das Deutsche Reich. Wenn ihre Einwirkung auf die Politik einen Umfang annahm, den Czernin für schädlich und dem Bündnisverhältnis für abträglich hielt, so hätte er an maßgebender Stelle seine schwersten Geschütze dagegen in Stellung bringen sollen. Es ist doch eine ganz unhaltbare Annahme, daß Deutschland der Obersten Heeresleitung zuliebe das ganze Bundesverhältnis und die gemeinsame Beendigung des Krieges aufs Spiel gesetzt hätte.«

Ohne Zweifel haben unsere Staatsmänner vielfach die Militärs vorgeschoben, um ihren eigenen Qualitätsmangel zu verdecken. Daß dies überhaupt geschehen konnte, lag daran, daß der größte Teil unseres Volkes seinen Heer-

[1]) Siehe von Cramon Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg /Berlin 1920/.

führern unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachte, ihre Autorität somit alles decken konnte. Deshalb ist die Untersuchung am Plaz, ob denn das Heerwesen selber so gut geleitet war, daß man seinen Führern noch obendrein einen Einfluß auf die Politik aufdrängen durfte. Stellt es sich dabei heraus, daß diese schon auf ihrem engern Fachgebiet den an sie gestellten Anforderungen nicht genügten, so bedeutet es ein schweres Verschulden, daß man ihr Verantwortungsfeld noch künstlich erweiterte. Hier ist die Frage der militärischen Leistung schon untersucht worden, und zwar mit dem Ergebnis, daß das deutsche Militärsystem in der Vorbereitung des Krieges, in seiner Führung wie in der Voreinschätzung seiner militärischen Chancen versagt habe.[2]) Heute soll dieses Ergebnis an damals nicht mit einbezogenem Material geprüft werden.

Cramon beschäftigt sich, wie dies bei seiner dienstlichen Stellung während des größten Teils des Krieges kaum anders sein kann, sehr viel mit der Erörterung rein politischer Angelegenheiten, aber er tut das mit einem bei der langjährigen Vertrautheit des Verfassers mit politischen Stoffen erstaunlichen Dilettantismus. Davon einige Proben: Von Kerenskij wird gesagt, er habe »sich der Entente verschrieben und den Krieg bis zum Endsieg gepredigt«. Natürlich. Das ist nun einmal die communis opinio in Deutschland. Weshalb sollte ein hoher Militär anders denken? Daß die Kerenskijoffensive gerade den Zweck hatte den demokratischen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen herbeizuführen, zu dem sich Deutschland nicht entschließen konnte[3]), kommt auch Cramon nicht in den Sinn. Er sieht nur die »günstigen Auspizien« für die Waffenstillstandsverhandlungen im Osten, die dadurch kamen, daß, wie er ganz offen sagt, die deutsche Propaganda das russische Heer zersetzt hätte, und die Bolschewiki den Sieg über das revolutionäre Rußland davontrugen. Das Militärische kommt diesem Politikertum gegenüber machmal sehr zu kurz. Über zahlreiche militärische Streitfragen, über die man gern sein Urteil gehört hätte, schweigt Cramon ganz. Hervorzuheben ist aber, daß er eine große Fähigkeit besitzt Menschen scharfsichtig zu beurteilen und lebendig zu charakterisieren. So ist seine Charakterschilderung des Generals Arz von Straußenberg, des Nachfolgers Conrads im Armeeoberkommando, geradezu ein Meisterstück.

IN der Einleitung des Cramonschen Buches findet sich bei Gelegenheit der Erörterung des Kriegsausbruchs der folgende auffällige Satz:

»Ich weiß genau, daß selbst ein Verteidigungskrieg dem Generalstabschef, Generaloberst von Moltke, gegenüber der voraussichtlichen feindlichen Übermacht sehr bedenklich erschien.«[4])

[2]) Siehe Quessel Die militärische Leistung des deutschen Generalstabs und Kranold Das deutsche Militärsystem im Weltkrieg, in den Sozialistischen Monatsheften, 1920 I, Seite 88 ff. und 230 ff.

[3]) Siehe darüber Quessel Lloyd George, Kerenskij und der Friede, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 II, Seite 868 ff.

[4]) An der gleichen Stelle wird der deutsche Einmarsch in Belgien also gerechtfertigt: »Man zeige mir ein Gesetzbuch der Welt, das Notwehr mit Strafe belegt. Frankreich und England hätten die belgische Neutralität ebenso wenig geachtet, wenn wir ihnen nicht zuvorgekommen wären.« Was Frankreich und England getan hätten, kann man nicht wissen; der Beweis, den der Oberst Egli aus dem französischen Aufmarsch im Westen führen wollte, daß Frankreich es von vornherein auf einen Durchmarsch durch Belgien abgesehen hätte, gilt wohl heute allgemein als widerlegt. Aber selbst, wenn diese Annahme richtig wäre, lag deshalb für Deutschland noch lange keine Notwehr vor. Denn zur Notwehr gehört das Vorhandensein augenblicklicher Bedrohung, und davon war keine Rede. Ein Durchmarsch durch Belgien seitens feindlicher Heere bedrohte Deutschland am 3. August 1914 sicherlich nicht, und es konnte sich davon nicht bedroht fühlen. Es handelte also weder in Notwehr noch in Putativnotwehr. Aber selbst, wenn Notwehr oder wenigstens Putativnotwehr vorgelegen hätte, welchen Gesetzbuch gibt jemandem in aller Welt das Recht eine Notwehrhandlung gegen einen ganz unbeteiligten Dritten vorzunehmen?

Für das Verhalten des Militärs gegenüber den Chancen des Krieges gibt es 4 Möglichkeiten: 1. Sie konnten an einen Sieg glauben, der tatsächlich eingetreten wäre. 2. Sie konnten infolge entschuldbarer Wissens- oder Denkfehler irrtümlich an einen ⟨nicht eintretenden⟩ Sieg glauben. 3. Der gleiche Irrtum konnte durch unentschuldbare Fehler des militärischen Denkens veranlaßt sein. 4. Sie konnten für den Krieg eingetreten sein, obwohl sie die kommende Niederlage richtig voraussahen. Bisher war man im allgemeinen der Ansicht, daß der Generaloberst von Moltke sich im 2. oder 3. Fall befunden hätte. Ich selbst hatte ursprünglich angenommen, daß für ihn der 3. Fall in Frage gekommen sei, was eine schwere Belastung des militärischen Systems dargestellt hätte. Doch war ich dann, noch ehe ich Cramons Buch kannte, zu der Überzeugung gekommen, daß Moltke wahrscheinlich einen Sieg von vornherein für unmöglich hielt ⟨ebenso wie später auch Falkenhayn und Hindenburg sowie Ludendorff von dem Augenblick an, in dem sie das oberste Kommando übernahmen, an den Sieg nicht mehr geglaubt haben wollen, was aber nur für Falkenhayn einige Wahrscheinlichkeit hat[5])⟩. Cramon bestätigt diese Auffassung durch den zitierten Satz ausdrücklich. Er kommt auf dieses Thema noch einmal in etwas anderm Zusammenhang zurück, so bemerkenswert erscheint ihm selbst die Sache. Es heißt da:

»Im Deutschen Reich befanden sich bei Kriegsbeginn die stärksten Führerenergieen nicht an leitender Stelle. Der Generalstabschef war wohl um des Namens Moltke willen an die Spitze der Heeresleitung gelangt . . . Er glaubte nicht an den Sieg und hat ihm nicht mit jenem heißen, unerschütterlichen und rücksichtslosen Bemühen nachgestrebt, das alle Hindernisse sachlicher und persönlicher Art zu überwinden weiß . . . Man kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er an eine Stelle berufen wurde, die über den ganzen Zuschnitt seiner Person hinausging. . . Auch der Chef der Operationsabteilung, Oberst Tappen, war nicht der Mann, um den großen Krieg auch wirklich groß führen zu helfen.«

Liegt aber darin nicht eine furchtbare Anklage gegen das deutsche Heeressystem? Man bedenke: Der höchste Mann im deutschen Heer hegt so starke Zweifel an dem Gelingen der militärischen Aufgabe, daß er einen Verteidigungskrieg für »sehr bedenklich« hält. Hat er nun von einem solchen Krieg abgeraten? Hat er sich ihm widersetzt? Wir wissen es nicht. In der ganzen Literatur über den Kriegsausbruch findet sich jedenfalls nirgends ein Wort davon, daß Moltke die ihm von Cramon zugeschriebene Überzeugung durch energischen Widerstand gegen das Abenteuer eines vielleicht verlorenen Krieges betätigt hätte. Im Gegenteil, er hat das oberste Kommando in diesem Krieg angenommen, obwohl zu seinen Zweifeln noch hinzukam, daß er schwer leidend war und also für sein Amt selbst dann nicht taugte, wenn er auf einen raschen Sieg hätte rechnen dürfen. Welch eine Anklage gegen das deutsche Wehrsystem, daß in entscheidender Zeit ein Mann sich, gegen seine eigene Überzeugung, an dessen Spitze stellen mußte!

In einem andern Fall scheint Cramon selbst einem ähnlichen Urteil zuzuneigen. Bei der Besprechung der Verantwortlichkeit für die bekanntlich völlig mißlungene österreichisch-ungarische Offensive in Italien im Frühjahr 1918 schreibt er:

»Daß man Conrad, und gar Conrad allein, die Verantwortung für das Mißgeschick im Südwesten tragen ließ, war weder weitblickend noch gerecht. Die Geschichte wird da ein anderes Urteil fällen. Sie wird vor allem fragen, wie sich die führenden Männer, wie Arz und Waldstätten, herbeilassen konnten sich in den Dienst einer Aufgabe zu stellen, an deren Durchführbarkeit sie nicht unbedingt glaubten, und

[5]) Siehe darüber Delbrück Ludendorff, Tirpitz, Falkenhayn /Berlin 1920/.

sich wider ihre bessere Einsicht dem durch Conrads Einfluß geschaffenen, vom Kaiser angenommenen Kompromiß zu fügen . . . Es war seine [Waldstättens] Pflicht sich hier mit seiner ganzen Persönlichkeit in die Bresche zu stellen. Hatte dies keinen Erfolg, so durfte er nicht wie ein Kompanieführer einfach gehorchen sondern mußte seine Konsequenzen ziehen. Denn der Operationschef eines Millionenheeres vermag eine große Kriegshandlung wohl nur dann so vorzubereiten wie es der Zweck erheischt, wenn er mit ganzem Herzen bei der Sache ist . . . Ein gleiches wie für Waldstätten gilt in noch höherm Maß für Arz.«

Ein gleiches wie für Arz gilt doch wohl auch für Moltke und die anderen unter den deutschen Generalen und Admiralen, die sich in der selben Lage typisch ebenso verhielten, abrieten, Unrecht bekamen, die Hacken zusammennahmen, Order parierten und das Unheil denn auch richtig einrührten.

In der Tat: Wer sich getraut die Verantwortung für das Schicksal von 70 Millionen Volksgenossen auf sich zu nehmen, der muß sich auch getrauen sich dem Allerhöchsten Kriegsherrn zu widersetzen, wenn sein Gewissen es ihm befiehlt; und ein militärisches System, das genau das entgegengesetzte Verhalten der Generale als Normalfall hervorbrachte, muß wohl als ein System bezeichnet werden, das den einfachsten Forderungen wirklicher Leistungsfähigkeit nicht gerecht wird.

CRAMON meint: Der Hieb ist die beste Parade. Unter diesem Gesichtspunkt rechtfertigt er den deutschen Durchmarsch durch Belgien. Dabei spricht er von dem Gegensatz im Verhalten der Belgier und Luxemburger gegenüber den durchmarschierenden deutschen Truppen:

»Die Luxemburger waren zunächst über die unerbetenen Gäste wenig erfreut, sahen aber das Unsinnige des Widerstandes ein und fanden sich mit den Tatsachen ab. Ihr Verhältnis zu den Deutschen wurde rasch ein gutes, bewahrte das Land vor jedem Schaden und brachte ihm durch die deutscherseits gezahlten Entschädigungen recht erhebliche Vorteile. Ganz anders sah es in Belgien aus. Die namentlich durch die Geistlichkeit fanatisierte und im Frieden mit Verteidigungsmaßnahmen vertraut gemachte Bevölkerung benahm sich äußerst feindselig; viele brave Soldaten sind Anschlägen der Bevölkerung zum Opfer gefallen. Es ist kein Wunder, daß bisweilen Vergeltung geübt wurde.«

Wenigstens nachträglich sollten doch deutsche Generale in ihren Memoiren Gerechtigkeitsempfinden und Verständnis für das beleidigte Rechtsgefühl eines andern Volkes zeigen. Auch ist es sehr zu bezweifeln, ob wirklich die Luxemburger sich so verhalten haben wie Cramon meint. Weil sie still gewesen sind, dürfen wir deshalb schließen, daß sie uns geliebt haben? Sind wir schon so anspruchslos gegenüber der Liebe anderer Völker zu uns geworden, daß wir befriedigt sind, wenn der andere nicht gerade mit Fäusten auf uns losschlägt? Nach Cramons Meinung haben sich die Luxemburger höchstens die deutsche Okkupation gefallen lassen, weil sie dabei Geschäfte machten. Ist das denn ein Volk nach dem Herzen eines deutschen Generals? Nicht aber die Belgier, die noch Rechtsgefühl im Leib hatten und sich durch die Theorie vom *Fetzen Papier* aufs schwerste in ihren, gerade von Deutschland feierlich garantierten Rechten verletzt fühlten? Die deutschen Exzesse zur Abwehr belgischer Vergeltungsakte nennt Cramon »bisweilen Vergeltung«, während sie sich doch, wenn man sich auf den Boden seiner ⟨übrigens falschen⟩ Lehre von der Notwehr [6]) stellt, höchstens als Exzesse der nachträg-

[6]) Siehe dazu Kranold Bemerkungen zur Schuldfrage, in den Sozialistischen Monatsheften, 1919 I, Seite 621 ff. In diesem Aufsatz habe ich dargetan, daß der Begriff der Notwehr nicht aus dem Privatrecht in das Völkerrecht übertragen werden dürfe. Ich verweise auf diese Ausführungen, die man bisher noch nirgends ernsthaft zu widerlegen versucht hat.

lich konstruierten Putativnotwehr definieren ließen. Wenn Sätze wie der hier zitierte vor 6 Jahren in der Hitze des Gefechts geschrieben wurden, so mochte das noch hingehen. Wenn sie aber heutzutage in aller Ruhe wiederholt werden, und nirgends in Deutschland Protest dagegen eingelegt wird, so ist das ein niederdrückendes Zeugnis dafür, wie wenig wir uns selbst heute noch von dem Geist der Gewalttätigkeit emanzipiert haben.[7])

Interessant ist es eine kleine Blütenlese der Fehler zu geben, die nach der Meinung Cramons von maßgebenden deutschen und österreichisch-ungarischen Kommandostellen zu Anfang des Krieges gemacht worden sind.

Die Verpflegung des entsetzenden Feldheers geschah aus den Vorratsbeständen der Festung Przemysl statt einer Auffüllung der Vorräte der Festung durch das Heer. Die Festung Przemysl wurde beim zweiten großen Rückzug aus Galizien gehalten, daraus »ergab sich die verkehrte Situation, daß eine Festung für die Operationen der Feldarmee örtlich und zeitlich maßgebend wurde«. Der erste Angriff in den Karpathen im Winther 1914-1915 zum Entsatz von Przemysl wurde (von der deutschen Südarmee und der österreichisch-ungarischen 3. Armee Boroevic) technisch verfehlt angelegt; er mißlang.[8]) Auch der zweite Angriff scheiterte. »Er wäre besser«, sagt Cramon, »ganz unterblieben.« Man hätte wissen müssen, daß das, was von der Truppe da verlangt wurde, von ihr nicht geleistet werden konnte.[9]) Dieser Angriff in den Karpathen schlug in eine aussichtslose Defensive um. Das wäre nach Cramon nicht eingetreten, »wenn die Befehlsstellen an der Front nicht vielfach versagt hätten«. Die Angriffe in den Vogesen auf die französische Front im Sommer 1914 nennt Cramon »zwecklos«.

Ein prinzipiell besonders bedeutender Fehler wird in folgenden Worten gekennzeichnet:

»Die Entente ist durch Mißerfolge unter sehr viel schwierigeren Verhältnissen und größeren Gegensätzen zum einheitlichen Oberbefehl gekommen, die Mittelmächte haben sich durch Erfolge zu dem Trugschluß verleiten lassen, die fallweise Einigung könnte den dauernden Oberbefehl ersetzen, und sich mit dadurch um den Endsieg gebracht.«

Ein härteres Urteil kann wohl kaum gefällt werden. Und man beachte wohl, daß Cramon seinen Tadel nicht etwa auf die Österreicher und Ungarn beschränkt; er bezieht die Deutschen mit ein, und ganz mit Recht. Genau wie es in der Zeit vor Ausbruch des Krieges der Leitung der deutschen Politik recht gut möglich gewesen wäre Österreich-Ungarn die Führung in der Außenpolitik des Zweibunds aus der Hand zu nehmen, so hätte es auch die deutsche Oberste Heeresleitung jederzeit während des Krieges durchzusetzen vermocht, daß sie die Leitung übernahm. Dabei kann man die Frage, welche

[7]) Wie sehr das militärische Fachurteil retrospektiv irregehen kann, mag der Leser unter anderm aus einem Satz ersehen, der Cramon bei der Schilderung der Septemberereignisse 1914 unterläuft: »Nach allem aber, was mir bisher bekannt geworden ist, muß mir der Rücksug [von der Marne] ‹dieser Grundstein für alles spätere Unglück› als unberechtigt erscheinen.« Daß Cramon 1914 die wirkliche Lage an der französischen Front nicht übersehen hat, daraus kann ihm kein Vorwurf gemacht werden. Daß er aber noch im Februar 1920 nicht wußte, daß die Marneschlacht deshalb verloren wurde, weil zwischen der 1. und der 2. deutschen Armee der Feind in nördlicher Richtung 30 Kilometer tief durchgebrochen war und das ganze Heer nur durch einen großangelegten exzentrischen Rückzug gerettet werden konnte, ist immerhin recht merkwürdig.

[8]) Ob Ludendorff, der bekanntlich zu Beginn der Tätigkeit der deutschen Südarmee eine Zeitlang ihr Stabschef war, für diesen verfehlten Angriff mitverantwortlich war, steht dahin. Meiner Meinung nach liegt kein zwingender Grund vor es anzunehmen.

[9]) Verantwortlich für diesen Fehler macht Cramon Conrad von Hötzendorff allein, obwohl doch auch hier die deutsche Südarmee beteiligt war und deren Beteiligung ohne Zustimmung der deutschen Obersten Heeresleitung, also Falkenhayns, nicht möglich gewesen wäre.

von beiden obersten Kommandobehörden, die deutsche oder die österreichisch-ungarische, besser war, ganz aus dem Spiel lassen; daß eine einheitliche Leitung an sich unter allen Umständen vorteilhafter gewesen wäre, ist durch das Zeugnis eines Mannes, der gerade diese Frage in 4jähriger Erfahrung beurteilen gelernt hat, wohl erwiesen. Getan wurde aber nicht das, was nötig, getan wurde, was bequem war. Das zeigte sich immer wieder in verderblicher Weise.

Immer von neuem kommt Cramon im Verlauf seiner Darstellung auf diesen Punkt zurück. Das meiste von dem, was den Mittelmächten verhängnisvoll wurde, ist auf das Fehlen eines einheitlichen Oberbefehls zurückzuführen. Als zweite Phase des Sommerangriffs 1915 im Osten gegen Rußland wurde bekanntlich der Versuch gemacht an den Durchbruch zwischen Gorlice und Tarnów und die Befreiung von Przemysl und Lemberg eine kombinierte Operation anzuschließen: Stoß zwischen Bug und Weichsel nach Norden, Stoß aus Ostpreußen über den Narew nach Südosten mit dem Ziel der Einkreisung der russischen Streitkräfte in Polen.

»Die Zange, die sich damit um die Mitte der Russen legte, mußte von e i n e r Hand bedient werden; nur eine Stelle konnte bestimmen, welcher Arm der Zange stärker oder schwächer angezogen werden sollte, um das ganze Werk gelingen zu lassen. Weil diese eine Stelle fehlte und durch viele ersetzt wurde, hat die Zange schließlich doch nicht erwischt. Es ist ein folgenschweres Versäumnis, daß die Entscheidung für die Fortführung der Offensive nicht auch die Geburtsstunde einer *Obersten Kriegsleitung* geworden ist. Man blieb beim *Vereinbaren* und bei der beruhigenden Versicherung *bundesbrüderlicher Gemeinsamkeit.* Als ob diese an sich sehr schönen Dinge einen Krieg gewinnen könnten!«

Hier steigert sich die Kritik Cramons also bereits zu offenem Hohn. Wie sollte wohl ein System noch verteidigt werden können, dem sein Teilhaber und Lobredner selbst so allen Respekt versagt?

MIT einer gewissen Wehmut schließt Cramon den Rückblick auf den Sommerfeldzug im Osten im Jahr 1915 ab. Die einheitliche Kriegshandlung beider Mächte bei Gorlice und in den darauf folgenden Wochen erscheint ihm als der Höhepunkt des Zusammenwirkens beider Staaten in diesem Krieg überhaupt. Von der bekanntlich völlig mißlungenen Herbstoffensive Österreich-Ungarns im selben Jahr gegen das russische Festungsdreieck Luck-Rowno-Grodno datiert für ihn der Übergang zu den weniger glücklichen Zeiten. Die Schuld an dem Mißlingen dieses Unternehmens schiebt er in erster Linie dem österreichisch-ungarischen Kommandanten Erzherzog Joseph Ferdinand, in zweiter Linie dem österreichischen Armeeoberkommando (Conrad) zu. Ihm schreibt er bei dieser Gelegenheit ins Stammbuch:

»Für die Beurteilung des Armeeoberkommandos ist die Luck-Rownoer Offensive von Bedeutung. Man findet hier auf kleinem Raum alles vereinigt, was der Führung den Erfolg versagt: mangelnde Fühlung mit der Front, Abirren vom taktischen Ziel um einer Idee willen, die nach Zeit und Raum abseits liegen bleiben mußte, starres Festhalten an dieser Idee und Ausschalten aller anderen Rücksichten ihr zuliebe.«

So früh haben sich also in der Obersten Heeresleitung Österreich-Ungarns bereits die Fehler gezeigt, die sie zur erfolgreichen Durchführung ihrer Aufgabe völlig untauglich machen mußten, und dennoch hat die deutsche oberste Militärstelle es nicht fertig gebracht den Oberbefehl auch über die diesem untauglichen Kommando ausgelieferten Truppen rechtzeitig an sich zu bringen, dennoch hat sie ruhig die Fehler mitangesehen, die auch später wieder

in den Sumpf führen konnten und, worauf Cramon bei vielen Gelegenheiten hinweist, auch tatsächlich geführt haben.

Jene Niederlage hatte auch sonst besondere Folgen. Sie verhinderte nämlich »infolge der sehr erheblichen Verluste, daß sich Österreich-Ungarn in verabredeter Stärke am Feldzug gegen Serbien beteiligte«. Bei der zweiten Offensive in Italien hatte Conrad, der in Tirol befehligte, im Anschluß an die Offensive von Tolmein von Norden her angreifen wollen. Das österreichisch-ungarische Armeeoberkommando lehnte ab:

»Die Deutsche Oberste Heeresleitung stand im allgemeinen auf Seiten Conrads, unterließ es aber von dem Recht der *Obersten Kriegsleitung* Gebrauch zu machen, weil sie auf dem *österreichischen Kriegsschauplatz* nicht zu sehr eingreifen wollte.«

Die Einigung über den deutschen Oberbefehl über alle verbündeten Streitkräfte hatte also oft bloß papierene Bedeutung, und die Donaumonarchie schleifte unser Land, nach Cramon, hinter sich her:

»In den meisten Fällen blieb gar keine andere Wahl. Mochten eigene Pläne und Absichten noch so sehr darunter leiden und die Truppen redlich verdienter Ruhe verlustig gehen, Deutschland m u ß t e helfen, um unabsehbares Unheil abzuwenden. Die deutsche Waffenhilfe ist in dem Umfang, in dem sie tatsächlich notwendig wurde, bestimmt nicht vorhergesehen worden . . . Es war keineswegs einfache Pflichterfüllung, wenn das deutsche Heer an allen Fronten helfend eingriff. Es war ein ihm auferlegter Zwang und die Folge der Fehler anderer.«

Die charakteristischste Schilderung der schlimmen Zustände, die sich aus der mangelnden Einheitlichkeit des Oberbefehls bei den Zentralmächten ergaben, gibt aber Cramon in folgenden Sätzen:

»Mit der Zeit empfand einer den andern [Falkenhayn und Conrad] als Last und Hemmnis. Sie standen einander im Weg und suchten beide, ein jeder für sich, den Weg zum Erfolg: über Asiago der eine, der andere über Verdun. Und sie trafen sich — bei Luck! Beide taten Unrecht . . . Falkenhayn strebte [in der Kommandofrage] dem richtigen Ziele zu, ging aber der klaren Lösung aus dem Weg und verfiel auf Aushilfen, die falscher Deutung ausgesetzt waren.«

So Cramon. Immer und immer wieder sagt er es. Wie mag es in Wirklichkeit erst ausgesehen haben, wenn er, der doch in seinem Buch die Dinge fast stets abzutönen sucht, sie so kraß darstellt? Die Dienststellung, die er während des Krieges innehatte, bringt es natürlich mit sich, daß gerade die, wie er einmal sagt, »leidige Befehlsfrage« bei ihm so oft erörtert wird. Gerade diese seine Stellung ist umgekehrt wohl auch eine Entschuldigung dafür, daß er die ganze schreckliche Wirklichkeit trotzalledem zu verschleiern sucht. Hieße es doch verlangen, daß er auch die Erfolglosigkeit seines eigenen Wirkens eingestände, wenn er die Dinge wirklich unverblümt beim Namen nennen sollte; hat er selbst sich doch jahrelang, wenn auch murrend, diesen unbeschreiblichen Zuständen gefügt. Die Kämpfe um die bei jedem gemeinsamen Unternehmen neu zu regelnde Befehlsfrage wurde von allen beteiligten Seiten mit einem unglaublichen Aufwand von Kleinlichkeit geführt. Will man ein Bild davon bekommen, so braucht man beispielsweise nur die Darstellung zu lesen, die Cramon von der Dauerschlacht um den Oberbefehl in Serbien 1915 gibt. Und die deutschen Kommandobehörden benahmen sich, wie daraus hervorgeht, dabei nicht besser als die unserer Verbündeten.

Cramon verteidigt ausdrücklich den Beschluß, daß der Angriff gegen Serbien nicht, wie bei der mißglückten Potiorekoffensive von 1914, aus dem nordwestlichen Winkel Serbiens her gemacht wurde, sondern daß man eine kom-

binierte Unternehmung der Bulgaren gegen die serbische Ostgrenze und der Deutschen und Österreicher gegen die Donau-Save-Front in die Wege leitete. Bekanntlich ist die Frage, wie der Angriff am besten anzusetzen gewesen wäre, noch vielumstritten. Conrad ließ durch Nowak [10]) vor allem tadeln, daß der Angriff der Bulgaren zu weit nördlich angesetzt gewesen und deshalb in der Gegend Kruzevac-Alexinac-Nis eine Stauung der deutschen und bulgarischen Truppen eingetreten sei, die er vorhergesagt habe; aber gegen den deutschen Widerspruch habe er sich nicht durchsetzen können. Die weitere Frage geht dahin, ob nicht gleichzeitig oder jedenfalls sehr bald nach dem Beginn des Angriffs im Norden und Osten ein Angriff aus der allgemeinen Linie Bocche di Cattaro-Drina am Platz gewesen wäre. Bekanntlich ist ein großer Teil des serbischen Heeres, der später von Saloniki aus unter Sarrail kriegsentscheidend mitgewirkt hat, damals, weil die Umfassung nur einseitig gelang, über Montenegro und Albanien dem Zugriff der Mittelmächte entwischt. Dazu hat außerdem beigetragen, daß, nach Conrads Meinung, der bulgarische Angriff zu weit nördlich erfolgte. In einer Teilfrage gibt Cramon hier direkt den Österreichern recht. Mackensen hat als Oberbefehlshaber eine österreichisch-ungarische Division, die an der obern Drina bereits angesetzt war, dort fortgenommen und weiter östlich angesetzt. Dazu sagt Cramon:

»Die Katastrophe in Nordserbien wäre sicherlich größer gewesen, wenn man dem Feind rechtzeitig bei Uzice in den Rücken gefallen wäre.«

Dagegen weicht er einer Entscheidung der Streitfrage wegen des Einsetzens der Bulgaren im Osten mit einigen freundlichen Wendungen gegen Falkenhayn und Conrad aus. Ausführlich erörtert er den Konflikt zwischen den beiden Heeresleitungen, der sofort, sogar noch während des serbischen Feldzugs, auf die früheren folgte. Es handelte sich darum, daß Conrad von vornherein Montenegro, Albanien und Saloniki nehmen und »die Haltung Rumäniens klären« wollte, welcher Meinung auch Falkenhayn zunächst beigetreten war, während er später wegen der Meldungen über die Nachschubschwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel wieder davon abging. Den wahren Grund dazu glaubt aber Cramon in etwas anderm gefunden zu haben:

»Der Entschluß wurde Falkenhayn um so leichter als er schon damals seinen Blick nach einem großen Ziele gewendet hatte, von dem er mir freilich noch nichts mitteilte: auf einen Entscheidungsschlag im Westen.« [11])

Gemeint ist damit der Kampf um Verdun. Cramon begnügt sich in diesem Punkt mit der einigermaßen lakonischen Bemerkung:

»Die Geschichte ist uns den Schiedsspruch über die Auffassungen der beiden Generalstabschefs schuldig geblieben.«

Hier kommt Cramon nochmals auf die Frage des Oberbefehls und damit auf das Gesamtverhältnis der beiden verbündeten Staaten zu einander zurück. Natürlich sei der deutsche Oberbefehl das allein Richtige gewesen. Aber Deutschland habe bei allen derartigen Verhandlungen den Ton verfehlt:

»Statt unzweideutig die Anerkennung der deutschen Vormachtsstellung zu verlangen

[10]) Siehe Nowak Der Weg zur Katastrophe /Berlin 1919/. Auf dieses Buch muß immer wieder nachdrücklich hingewiesen werden. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß es eine offiziöse Verteidigungsschrift für Conrad von Hötzendorff ist. Es wird ganz richtig von Delbrück in seiner bereits genannten Studie als ein »höchst interessantes, in seinen Einzelheiten aber sehr unzuverlässiges Buch« charakterisiert.

[11]) Bei Gelegenheit dieser Erörterung sagt Cramon: »In Deutschland kannte man den Verbündeten zunächst recht wenig; man . . . war . . . im allgemeinen in . . . die auf alle Gebiete rückwirkende Nationalitätenfrage nicht tiefer eingedrungen.« Selten hat ein Ausspruch das psychische Unvermögen unserer Leitung so blitzschnell beleuchtet wie dieser.]

und bindende Verträge darüber zu schließen, beließ man es bei dem Nebeneinander und machte aus dem Recht des Befehls die undankbare Rolle des Mahners, Treibers und Drängers.«

Unumwundener kann die Unfähigkeit der deutschen Militärs diese Grundfrage richtig zu lösen wohl nicht ausgesprochen werden. Und Cramon schildert dann genau, bis zu welchem Grad die Beziehungen zwischen Falkenhayn und Conrad sich während des Winters 1915-1916 wegen der österreichisch-ungarischen Offensive in Montenegro zugespitzt hatten. Schließlich mußte Conrad einen förmlichen Entschuldigungsbrief an Falkenhayn schreiben. Nebenbei: Das Unternehmen selbst, dem man auf deutscher Seite so widerstrebte, führte zu einem vollen Erfolg.

ZUM Schluß noch ein paar Worte zu den politischen Fragen, mit denen Cramon von Amts wegen jahrelang zu tun hatte. Er kommt auf sie zunächst bei einer Erörterung der politischen Stellungnahme Conrads zu sprechen, die er an die Darstellung der eben behandelten Konflikte zwischen der deutschen und der österreichisch-ungarischen Heeresleitung anschließt. Danach ist Conrad für die Annexion Serbiens und Nordalbaniens durch Österreich-Ungarn gewesen, um auf diese Weise den Trialismus durchzuführen. Den Süden Albaniens wollte er Griechenland, die Mitte im Notfall den Bulgaren zuweisen. Er scheiterte an Tisza und Burian. In der polnischen Frage wollte Conrad eine neue Teilung Kongreßpolens zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und gegebenenfalls Rußland; bei diesem verfehlten und verwerflichen Projekt ging er immerhin von der an sich richtigen Meinung aus, daß ein selbständiges Polen ein Hindernis für den Frieden mit Rußland sei, wie er auch sonst immer wieder auf baldige Verständigung mit Rußland hingearbeitet hat. Im allgemeinen, und das interessiert uns hier allein, scheint Cramon diese Stellungnahme Conrads zu billigen. Es ist immer wieder das gleiche Bild: Völlig unintelligent in der Politik sind die Generale nicht [12]), aber die tiefere Einsicht in die Dinge geht ihnen ab, so daß sie nicht imstande sind ein politisches Problem von prinzipiellen Gesichtspunkten aus zu erfassen und so eine wirkliche Lösung zu finden.

Man kann es, wenn man will, als das eigentliche Unglück betrachten, daß Deutschland lauter politisch halbbegabte Offiziere hatte. Hätte es politisch absolut unfähige Offiziere gehabt, so wäre das brave deutsche Bürgertum, das so gern die politischen Zügel den *Männern im feldgrauen Rock* anvertraute, ja in die Hand zwang, schließlich wohl oder übel gezwungen gewesen seine Politik selbst zu machen.[13]) Vielleicht wäre dann die einzige

[12]) Charakteristisch dafür ist Ludendorffs Stellung zur polnischen Frage. In der bereits erwähnten Schrift, die politisch ein wahrer Rattenkönig von richtigen und falschen Bemerkungen ist, weist Delbrück ganz mit Recht darauf hin, daß Ludendorff erkannt hatte, welch eine Gefahr das selbständige Polen für Deutschland sei; ihm hätte daher die sogenannte austropolnische Lösung die richtige geschienen, doch wäre er nicht imstande gewesen diese Lösung <die natürlich falsch war, wie aus den Darlegungen der Sozialistischen Monatshefte zur Genüge hervorging> konsequent zu vertreten: er wollte sie mit einer Abtretung eines breiten Geländestreifens längs der damaligen deutsch-polnischen Grenze an Deutschland schmücken.

[13]) Solche unpolitischen Offiziere scheint England gehabt zu haben. Entzückend kennzeichnete sie schon vor dem Krieg Shaw in der Komödie Zeitungsausschnitte (deutsch in den Kleinen Dramen /Berlin 1910.), in der er, im Zwiegespräch mit dem Premierminister Balsquith den Kriegsminister Mitchener auf die erstaunte Frage »Gibt es keine öffentliche Meinung?« antworten läßt: »Absolut nicht. Da sind gewisse Leute, die gewisse Meinungen vertreten. Na, man knalle sie nieder. Wenn man sie erst niedergeknallt hat, sind keine mehr da, die diese Meinung noch verbreiten könnten. Folglich gibt es dann auch keine öffentliche Meinung mehr, vor der Sie so viel Angst haben. Kapieren Sie das erste einmal, mein lieber Balsquith, und Sie haben das Geheimnis des Regierens kapiert. Öffentliche Meinung ist Geist. Geist ist untrennbar von der Materie. Töten Sie die Materie und Sie töten den Geist.«

Anschauung in Deutschland, die überhaupt ein gesamtpolitisches Programm darstellte: die der kontinentalen Verständigung, auf die Dauer und noch zur rechten Zeit, durchgedrungen. Hätte umgekehrt Deutschland Offiziere besessen, die politisches Urteil, nicht bloß politische Urteile hatten, so wäre es im ganzen ebenfalls gegangen. Aber wir hatten nur Soldaten, denen es, im eigenen Fach und in der Politik, an der Vollendung fehlte. Der Scheinbesitz politisch urteilsfähiger Militärs versenkte das deutsche Volk immer tiefer in politische Selbstentmannung. Sich darüber beklagen darf aber nur, wer sich rechtzeitig gegen dieses System gewendet hat. Die Splitterrichterei derer, die die Splitter früher mit Liebhaberleidenschaft sammelten und in Reliquenschreine betteten, ist zurückzuweisen. Es ist schon so, wie George Bernard Shaw seinen Mitchener sagen läßt: »Sie haben sich der Armee anvertraut und sind auf militärische Methoden angewiesen, und die Grundlage aller militärischen Methoden besteht darin, daß man die Menschen, die nicht tun wollen, was man ihnen befiehlt, niederschießt« — bis einem das Pulver ausgeht oder die Schützen das Schießen satt bekommen. Dann aber gibt es nicht einen Wechsel des politischen Systems sondern ein vorläufiges Ende aller Politik.

Wohl dem Volk, dem dann bald wieder eine Politik erwächst! Das deutsche Volk kann man vorläufig dazu noch nicht beglückwünschen.

FRIEDRICH ENGELS · BRIEFE AN CONRAD SCHMIDT

LONDON 12. JUNI 1889

EHR geehrter Herr, ich btte tausendmal um Verzeihung, daß ich die Anfrage in Ihrem werten Brief vom 15. April so gänzlich unbeantwortet gelassen. Ich bin wider meine Absicht in die Debatte über den internationalen Kongreß[8]) hineingeraten und habe mir dadurch einen Haufen Arbeit, Korrespondenz, Lauferei etc. aufladen lassen, der mich leider eine Masse andere Dinge hat vernachlässigen lassen. Darunter eine Menge Briefe, die unbeantwortet liegen geblieben.

Um Sie nun keinen Augenblick länger warten zu lassen, teile ich Ihnen mit, daß ich die betreffende Broschüre seit ihrem Erscheinen in Köln nicht wiedergesehen habe und auch in Marx' Nachlaß meines Wissens ein Exemplar sich nicht befindet. Die Broschüre erschien kurz vor Eröffnung des Prozesses, und ist mir nie von einem 2. Heft derselben irgendetwas bekannt geworden. Ein solches wäre auch wohl in der Neuen Rheinischen Zeitung angezeigt worden, dort ist aber bloß die einfache Broschüre selbst, als 1. Heft, zuerst am 9. Juli 1848 annonciert, und am 5. August begannen die Verhandlungen; in den dazwischenliegenden Nummern ist kein 2. Heft angezeigt und sicher auch keins erschienen. Nach der Freisprechung hatte Lassalle keinen Grund eine Kritik fortzusetzen, die eben nur zur Bewirkung dieser Freisprechung hatte beitragen sollen.

Auf Ihre jetzt endlich glücklich in den Hafen gelaufene Schrift bin ich sehr

[8]) Damals wurde der internationale sozialistische Kongreß vorbereitet, der dann vom 14. bis zum 20. Juli in Paris abgehalten wurde: der 1. Kongreß der Zweiten Internationale.

neugierig. Den Artikel der Vossischen über Kant werde ich erst nach heutigem Postschluß lesen können, kann Ihnen für jetzt also nur meinen besten Dank dafür aussprechen.

Wenn Sie in die Vossische eintreten und dort den Orient zu vermöbeln bekommen, will ich Sie nur auf den Standard aufmerksam machen, der von allen Londoner und vielleicht von allen europäischen Blättern (einige ungarische ausgenommen) die besten Nachrichten über den Orient enthält, soweit er Rußland interessiert. So brachte er vor ein paar Tagen zuerst 1. die Nachricht vom russischen, jetzt wieder ans Licht tretenden Plänchen des großserbischen Reichs unter dem Fürsten von Montenegro: ein Plänchen, dessen Förderung die russische Regierung einstweilen dem Panslawistischen Komitee überläßt, um es je nach Umständen selbst aufzunehmen oder wieder auf eine Zeitlang beiseite zu legen; 2. die Nachricht von der geheimen Abmachung zwischen Zar und Schah, wonach Persien keine Eisenbahn-, Schiffahrts- etc. -konzessionen erteilt ohne Rußlands Einwilligung, und im Kriegsfall den Russen Khorassan zur Disposition stellt (das heißt die strategische Umklammerung Afghanistans ihnen ermöglicht). Manchmal vergehen Monate, ohne daß soetwas im Standard erscheint, dann aber kommen die Enthüllungen meist dick. Die Antirussen der konservativen Partei, der Armee und der indischen Bureaukratie versorgen den Standard damit.

Ich fürchte, daß, sobald Rußland seine Schuldkonvertierung erledigt und dadurch eine Kreditstellung erhalten hat wie noch nie zuvor, wird die panslawistische Partei einerseits und die Notwendigkeit der Armee ⟨deren jüngere gebildete Offiziere durch die Bank konstitutionell, also den Preußen weit voraus, sind⟩ Beschäftigung und dadurch Abwendung von politischen Konspirationen zu geben andrerseits die russische Regierung zum Krieg treiben. Was dann wird, kann kein Mensch vorhersagen, es ist das alte delphische Orakel:

»Κροῖσος Ἅλυν διαβας μεγάλην δύναμιν διαλύσει.«

Kaputt geht dabei jedenfalls sehr viel, und, wenn man einem gewissen eingebildeten jungen Bengel die Zeit läßt sie zu desorganisieren, vielleicht auch die deutsche Armee.

Inzwischen war der Kohlengrubenstreik auch ein sehr schönes Ereignis und beleuchtete wie ein Blitz die ganze Lage. Das sind 3 Armeekorps, die zu uns übergehen.

Also bis nächstens!

Mit besten Grüßen Ihr ergebener F. Engels.

LONDON 17. OKTOBER 1889

LIEBER Schmidt, durch Ihre Schrift, für deren gütige Zusendung ich Ihnen bestens danke, sind wir einander um so viel näher gerückt, daß ich mich nicht überwinden kann Ihnen gegenüber die hergebrachten feierlichen Titulaturen anzuwenden, und wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so behandeln Sie mich desgleichen.

Wenn ich auch nicht gerade sagen kann, daß Sie das fragliche Problem gelöst haben, so berührt sich doch Ihr Gedankengang und der des 3. Bandes Kapital in manchen und selbst in wichtigen Punkten in einer Weise, daß

Ihnen die Lektüre dieses 3. Bandes ganz besonders Freude machen wird. Eine eingehende Kritik Ihrer Arbeit ist mir aus naheliegenden Gründen für jetzt untersagt; in der Vorrede zum 3. Band wird sie erfolgen; dort wird es mir zur besondern Genugtuung gereichen Ihrer Schrift die volle Anerkennung zu zollen, die ihr gebührt. Bis dahin wollen Sie Sich also gedulden. So viel ist aber jetzt schon sicher, daß Sie Sich mit dieser Arbeit einen Platz in der ökonomischen Literatur erobert haben, um den die sämtlichen Herren Professoren Sie beneiden dürfen.

Mir persönlich hat die Schrift noch ganz besondere Freude gemacht durch den Beweis, daß wieder einer mehr da ist, der theoretisch denken kann. Deren Zahl ist in der jüngern Generation in Deutschland merkwürdig gering. Bebel, der einen famosen theoretischen Kopf besitzt, wird durch die praktische Parteiarbeit verhindert diese seine beste Eigenschaft anders als in der Anwendung der Theorie auf praktische Fälle auszuüben. Bernstein und Kautsky sind denn bisher noch die einzigen gewesen, und Bernstein wird auch durch die praktische Tätigkeit viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich theoretisch so betätigen und weiter bilden könnte wie er wohl möchte und könnte. Und es ist theoretisch doch noch so viel zu tun, namentlich auf dem Gebiet der ökonomischen Geschichte und ihrer Zusammenhänge mit der politischen, der Rechts-, Religions-, Literatur- und Kulturgeschichte überhaupt, wo nur ein klarer theoretischer Blick den richtigen Weg im Labyrinth der Tatsachen zu zeigen imstande ist. Sie können Sich also denken, wie sehr ich mir zu dem neuen Mitarbeiter gratuliert habe.

Daß Sie die Knappsche Bauern*befreiung*[9]) für die Neue Zeit bearbeiten, ist sehr gut. Vortreffliches Material dazu ist Wolffs Schlesische Milliarde, aus der Neuen Rheinischen Zeitung von 1849 wieder abgedruckt als Nummer 6 des 1. Bandes der Sozialdemokratischen Bibliothek. Ich schicke sie Ihnen in einzelnen Bogen in englische Zeitungen eingelegt, dies scheint ein ganz sicherer Weg zu sein. Kautsky wird sich ebenfalls freuen wieder einen tüchtigen Mitarbeiter gefunden zu haben — er muß Schund genug nehmen.

Am 3. Band habe ich seit Februar keinen Strich tun können. Der verfluchte Pariser Kongreß hat mir eine solche Masse Korrespondenz nach allen Weltteilen aufgeladen, daß alles andere zurücktreten mußte. Die Leute hatten überall die internationale Fühlung verloren und kramten infolgedessen die unbegreiflichsten Pläne aus ⟨es hätte aus lauter gutem Willen und mangelnder gegenseitiger Kenntnis der Personen, Dinge und Verhältnisse die schönste Katzbalgerei gegeben, man hätte sich überall mit seinen Freunden verfeindet, ohne sich mit seinen Feinden zu versöhnen⟩. Das ist nun glücklich überstanden, da kommt die Nachricht, daß die 4. Auflage vom 1. Band nötig. Und da inzwischen die englische Ausgabe erschienen und die sämtlichen Zitate von Frau Aveling mit den Originalen verglichen sind, wobei sich f o r m e l l e Abweichungen hie und da, aber noch mehr Schreib- und Druckfehler in den Nachweisen ergeben, kann ich unmöglich die 4. Auflage erscheinen lassen, ohne dies zu berichtigen. Das alles nimmt Zeit weg, dann die Korrektur — aber in zirka 14 Tagen komme ich doch wieder an den 3. Band,

[9]) Es handelt sich um das 2bändige Werk Georg Friedrich Knapps Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens / Leipzig 1887 /.

und dann lasse ich keine, aber auch gar keine Unterbrechung mehr einreißen. Ich glaube, über die schwierigsten Stücke bin ich hinaus.

Beste Grüße von Ihrem ergebenen F. Engels.

LONDON 9. DEZEMBER 1889

LIEBER Schmidt, besten Dank für Ihren Brief vom 10. November. Es freut mich zu hören, daß Sie in Ihrer journalistischen Karriere so flott vorankommen, sorgen Sie nur für gute Zahlung, denn sonst ist's nur halber Gewinn. Die Journalistik ist namentlich für uns Deutsche, die wir doch alle etwas unbeholfen veranlagt sind ⟨weshalb die Juden uns darin auch so *über* sind⟩, eine sehr nützliche Schule, man wird nach allen Seiten hin gelenkiger, man lernt seine eigenen Kräfte besser kennen und abwägen und vor allem ein gegebenes Stück Arbeit in einer gegebenen Zeit fertig machen. Andrerseits treibt sie aber auch zur Verflachung, weil man sich daran gewöhnt Dinge aus Zeitmangel übers Knie zu brechen, von denen man sich bewußt ist, daß man sie noch nicht vollständig beherrscht. Wer aber, wie Sie, wissenschaftlichen Trieb hat, wird dabei auch sein Unterscheidungsvermögen bewahren und die geschickte, blendende, aber für den Augenblick berechnete und nur mit den nächst-handlichen Hilfsquellen zustand gebrachte Arbeit nicht auf den selben Rang stellen mit der mühsam vollendeten und äußerlich vielleicht weit weniger glänzenden wissenschaftlichen Leistung; obwohl auch hier die bare Zahlung im umgekehrten Verhältnis zum wirklichen Wert zu stehen pflegt.

Haben Sie Sich erst eine journalistische Position erobert, so sollten Sie suchen Verbindungen anzuknüpfen, die Ihnen erlauben wieder auf ein paar Jahre nach London zu kommen. Für ökonomische Studien ist das doch fast der einzig taugliche Platz. So sehr sich auch glücklicherweise unsere deutsche Industrie in den letzten 25 Jahren entwickelt hat, so hinken wir doch auch hier in gewohnter Weise hinter den anderen her. Die großen Artikel hat England, die Geschmacksartikel Frankreich vorweggenommen; unsere Industrie konnte sich fast nur, für den Export, auf die Artikel werfen, die, wie ich einmal in einem Artikel der Pariser Egalité sagte, étaient trop mesquins pour les Anglais ou trop vilains pour les Français. Daher auch die wunderbare Erscheinung, daß der momentane industrielle Aufschwung bei uns sich namentlich darin anzeigt, daß die Ausfuhr abnimmt, weil bei der Zunahme des innern Verbrauchs die Fabrikanten mehr Waren im Inland zu Schutzzollmonopolpreisen verkaufen können, also weniger zu Schleuderpreisen im Ausland losschlagen müssen. Daher treten alle ökonomischen Erscheinungen bei uns erstens in sekundärer und zweitens in durch das Schutzzollsystem verfälschter Form auf, sind also stets nur Spezialfälle und für die allgemeinen Gesetze und Entwickelungsphasen der kapitalistischen Produktion nur ausnahmsweise und nach bedeutender vorheriger Reinigung von Nebendingen als Exempel zu benutzen. Der Freihandel macht England heute mehr wie je zum klassischen Boden, wo diese Gesetze zu studieren sind, und zwar um so mehr, als England, wenn auch noch stets absolut die Produktion steigernd, doch relativ entschieden gegen die übrigen Länder am Sinken ist und seiner Verholländerung rasch entgegengeht. Der Verfall der englischen Industrie aber ist nach meiner Ansicht zusammenfallend mit dem Kladderadatsch der kapitalistischen Produktion überhaupt. Wenn auch fast

unbezweifelt Deutschland der Boden sein wird, auf dem der Kampf sich auskämpft, so wird doch wahrscheinlich die Entscheidung von England ausgehen.

Daher ist es so prächtig, daß gerade jetzt auch hier die Bewegung ernsthaft und, wie ich glaube, unaufhaltsam angefangen hat. Die Arbeiterschichten, die jetzt ins Geschirr gehen, sind unendlich zahlreicher, energischer, bewußter als die alten Trade Unions, die nur die Aristokratie der Arbeiterklasse bildeten. Es ist ein ganz anderer Zug darin. Während die Alten noch an die *Harmonie* glauben, lachen die Jungen jeden aus, der von Identität der Interessen zwischen Kapital und Arbeit spricht. Während die Alten jeden Sozialisten perhorreszieren, wollen die Jungen absolut keine anderen Führer als erklärte Sozialisten. Ich habe da eine famose Berichterstatterin in Tussy[10]), die bis über die Ohren in dieser Bewegung steckt.

Wie gesagt, sehen Sie, daß Sie wieder herkommen. Mit ein paar Korespondenzen und Arbeiten für Neue Zeit, Brauns Archiv und ein paar andere Zeitschriften können Sie's riskieren. Wir alle, und ich besonders, werden uns sehr freuen Sie wieder hier zu sehen.

Sam Moore [11]) ist in Afrika, in Asaba am Niger, Oberrichter der Niger Compagnie-Gebiete. Ging Mitte Juni ab, schreibt recht zufrieden, findet die Gegend gesund und die Gesellschaft erträglich. Schläft hoffentlich sanft in den Armen einer Negerin.

Sonst ist hier ziemlich alles beim Alten. Aveling scheint mit seinen dramatischen Versuchen voran zu kommen, das letzte Stück vor 14 Tagen gefiel sehr. Die Schweizer Expulsierten gewöhnen sich allmählich ein. Vom 1. Januar erscheint die Monatsschrift T i m e unter Bax' Leitung.

Mit besten Grüßen Ihr F. Engels.

WALT WHITMAN · AUS DEM GESANG VON MIR SELBST · ÜBERTRAGEN VON MAX HAYEK

ENDLOSE Entfaltung von Worten der Zeitalter!
Und mein ein Wort der neuen Zeit; dies Wort: En masse.

Ein Wort des Glaubens, das nimmer trügt.
Heut oder von heut ab gilt mir ganz gleich: Ich nehme die Zeit absolut.
Sie allein ist ohne Riß, sie allein rundet und vervollständigt alles.
Dies mystische, verwirrende Wunder allein vervollständigt alles.

Ich anerkenne die Wirklichkeit und wage nicht sie in Frage zu stellen;
Zuerst und zuletzt tränk' ich Glauben an die Materie ein.

Hurra die positive Wissenschaft! Lang lebe die exakte Demonstration!
Holt Mauerpfeffer gemischt mit Zeder- und Fliederzweigen.

[10]) Eleanor Marx, Marx' älteste Tochter; war mit Edward Aveling verheiratet, um dessentwillen sie sich im Jahr 1898 tötete. In den Sozialistischen Monatsheften, 1898, Seite 212 ff., hat Wilhelm Liebknecht unter dem frischen Eindruck ihres Todes über sie einen Gedenkartikel geschrieben; dort auch ihr Porträt.
[11]) Samuel Moore: Rechtsanwalt in Manchester, ein alter Freund Marx' und Engels'.

Dies ist der Lexikograph, dies der Chemiker, und dieser hat aus alten Hieroglyphen ein Grammatik geschaffen;
Diese Seefahrer lenkten das Schiff durch gefahrvolle unbekannte Meere;
Dies ist der Geologe, dieser arbeitet mit dem Skalpell, und dies ist ein Astronom.

Meine Herren, für Sie allzeit die höchsten Ehren!
Ihre Tatsachen sind nützlich. Und doch sind sie nicht meine Wohnung.
Durch sie betrete ich erst einen Vorraum meiner Wohnung.

Meine Worte erinnern weniger an das ausgesprochene Leben,
Sie erinnern mehr an das unausgesprochene Leben, an Freiheit und Befreiung.
Und sie machen wenig Aufhebens von Geschlechtslosen und Kastraten und sind vor allem für Männer und Frauen, die voll ausgerüstet sind.
Und sie schlagen den Gong des Aufstands und harren bei Flüchtigen aus und solchen, die Komplott anzetteln und sich verschwören.

WALT Whitman, ein Kosmos, Manhattans Sohn,
Stürmisch, fleischlich, sinnlich, essend, trinkend und zeugend.
Kein Empfindler, keiner, der sich über Männer und Frauen stellt oder abseits von ihnen,
Nicht mehr bescheiden als unbescheiden.

Schraubt die Schlösser von den Türen!
Schraubt die Türen noch aus den Türstöcken!

Wer einen andern erniedrigt, erniedrigt mich!
Und was immer getan oder gesagt wird, fällt schließlich auf mich zurück.
Durch mich wogt und wogt der Hauch des Geistes, durch mich der Strom und Zeiger,
Ich spreche die Urlosung aus, ich gebe das Zeichen der Demokratie.
Bei Gott, ich will nichts annehmen, wovon nicht alle ihr Teil haben können unter den gleichen Bedingungen.

Durch mich gehen manche lang verstummte Stimmen,
Stimmen von endlosen Geschlechtern Gefangener und Sklaven,
Stimmen von Kranken und Verzweifelnden, von Dieben und Krüppeln,
Stimmen von Kreisläuften der Vorbereitung und des Wachstums;
Stimmen von Fäden, die Sterne mit einander verknüpfen, von Mutterleibern und Vaterstoff;
Und von den Rechten derer, auf denen andere lasten,
Und von Mißgestalteten, Albernen, Flachen, Närrischen, Verachteten,
Vom Nebel in der Luft, von Käfern, die Kügelchen aus Dung rollen.

Durch mich gehen verbotene Stimmen,
Stimmen der Geschlechter und Lüste; verschleierte Stimmen, und ich entferne den Schleier;
Unzüchtige Stimmen, durch mich erhellt und verwandelt.

Ich presse mir die Finger nicht übern Mund;
Ich halte die Eingeweide für ebenso delikat wie Haupt und Herz,
Die Begattung für nicht unanständiger als den Tod.

Ich glaube an das Fleisch und die Begierden.
Sehen, Hören, Fühlen sind Wunder, und jeder Teil und jedes Teilchen von mir ist ein Wunder.

Göttlich bin ich innen und außen, und heilig mach' ich, was immer ich berühre oder was mich berührt.
Der Duft dieser Achselhöhlen: ein Aroma, feiner als Gebet.
Dies Haupt mehr als Kirchen, als alle Glaubensbekenntnisse.

Wenn ich ein Ding mehr verehre als ein anderes, so soll es die Größe meines eigenen Körpers sein oder eines Teils davon.
Du, meine durchscheinende Form, sollst es sein.
Umschattete Ränder und Halte, ihr sollt es sein.
Fester, kraftüberschäumender Bursche, du sollst es sein.
Was immer mir wohlbekommt, das soll es sein.
Du mein reiches Blut, dein milchiger Strom, bleicher Ausfluß meines Lebens,
Brust, die gegen andere Brüste sich preßt, du sollst es sein.
Mein Hirn, deine verborgenen Windungen sollen es sein.
Wurzel des umspülten Kalmus, scheue Teichschnepfe, Nest der behüteten Doppeleier, ihr sollt es sein.
Wirr zerrauftes Garn von Kopf, Bart und Brust, du sollst es sein.
Triefender Saft des Ahorns, männliche Weizenfaser, ihr sollt es sein.
Sonne, die so freigebig ist, du sollst es sein.
Dünste, die ihr mein Gesicht überhellt oder beschattet, ihr sollt es sein.
Ihr schweißigen Bäche und Taue, ihr sollt es sein.
Ihr Winde, deren salzig kitzelnde Genitalien sich an mir reiben, ihr sollt es sein.
Breite, kraftstrotzende Felder, Zweige der immergrünen Eiche, die ihr liebend meine gewundenen Pfade umlungert, ihr sollt es sein.
Hände, die ich ergriffen, Antlitz, das ich geküßt, Sterblicher, den je ich berührt, ihr sollt es sein.

Ich vergaff' mich in mich selber: da ist das Stück, das ich bin, und alles daran so übersüß.
Jeder Augenblick, und was immer geschieht, durchschauert mich mit Freude.
Ich kann nicht sagen, wie meine Fußknöchel sich drehen, noch was die Ursache meines leisesten Wunsches,
Noch die Ursache der Freundschaft, die ich ausströme, oder der Freundschaft, die ich dafür empfange.

Wenn ich die Treppe hinansteige, halt' ich inne, um zu erwägen, ob das Wirklichkeit sei.
Eine rote Winde an meinem Fenster befriedigt mich mehr als die Metaphysik der Bücher.

Den Anbruch des Tages zu schauen!
Das kleine Licht läßt die unermeßlichen, durchscheinenden Schatten erblassen,
Die Luft schmeckt meinem Gaumen so gut.
Sprossen der erwachenden Welt erheben still sich mit unschuldigem Gehüpfe, frisch herauftauchend,
Schräg hinschießend, hoch und tief.

Etwas, das ich nicht sehen kann, reckt wollüstige Zacken auf,
Meere glänzenden Saftes überfluten den Himmel.
Die Erde, dem Himmel zugesellt, der innige Bund, täglich neu geschlossen,
Die Herausforderung, die sich eben vom Osten her über meinem Haupte erhebt,
Der spottende Hohn: Sieh denn, ob du dich behauptest!

BLENDEND und furchtbar, wie schnell würde der Sonnenaufgang mich töten,
Könnte ich nicht jetzt und immer Sonnenaufgang aus mir heraus entsenden.
Auch wir steigen auf, blendend und furchtbar wie die Sonne.
Was unser ist, o meine Seele, fanden wir in der Stille und Kühle des anbrechenden Tags.

Meine Stimme geht dem nach, was meine Augen nicht erreichen können;
Mit der Schwenkung meiner Zunge umfass' ich Welten und Massen von Welten.

Die Sprache ist die Zwillingsschwester meines Schauens, sie kann sich nicht selber Maß sein;
Sie reizt mich immer neu und sagt mit beißendem Spott:
Walt, du enthältst genug; warum läßt du es nicht aus dir heraus?

Heran denn! Ich will nicht länger gequält sein, du hältst zu viel vom Ausdruck.
Weißt du denn nicht, o Sprache, wie die Knospen sich unter dir entfalten?
Im Dunkel harren sie, vom Frost geschützt,
Doch der Schmutz weicht meinem prophetischen Geschrei,
Ich lege Ursachen unter, um zuletzt den Ausgleich zu schaffen,
Mein Wissen, meine lebenden Teile, die mit der Bedeutung aller Dinge übereinstimmen,
Glückseligkeit ‹die, wer immer mich hört, er oder sie, heute noch sich aufmache sie zu suchen›,
Mein heimlichstes Verdienst weigre ich dir, ich weigre mich aus mir herauszustellen, was ich wirklich bin;
Umfasse Welten, aber versuche niemals mich zu umfassen.
Ich verwirre dein Glattestes und Bestes, wenn ich dich bloß anschaue!

Schrift und Rede beweisen mich nicht.
Fülle an Beweis und alles andre dazu trage ich in meinem Antlitz.
Mit dem Schweiggebot meiner Lippen vernicht' ich den Zweifler völlig.

NUN will ich nichts tun als lauschen,
Um diesem Gesange einzuweben, was ich höre, um Töne ihn bereichern zu lassen.

Ich höre die Bravourarien der Vögel, das Hin und Her des wachsenden Weizens, Flammenklatsch und Scheitergeplapper, wenn ich meine Mahlzeiten koche;
Ich höre den Ton, den ich liebe, den Ton der menschlichen Stimme.
Ich höre alle Töne zusammenfließen, vereinigt, verschmolzen oder nach einander,
Töne der Stadt und Töne außerhalb der Stadt, Töne von Tag und Nacht,
Schwatzhaft junge Töne zu denen, die sie gern hören mögen, lautes Lachen von Arbeitern bei der Mahlzeit,
Den zornigen Baß zerrissener Freundschaft, die matten Töne des Kranken,
Den Richter, die Hände fest am Pult, während seine bleichen Lippen ein Todeswort aussprechen,
Das Hoiho der Packer, die Schiffe auf den Werften entladen, den Kehrreim derer, die den Anker lichten,
Das Läuten der Sturmglocken, den Feuerruf, den Lärm der heranbrausenden Maschinen und Schlauchwagen, mit warnendem Geklingel und farbigen Lichtern,
Die Dampfpfeife, das dumpfe Rollen des nahenden Eisenbahnzuges,
Den langsamen Marsch, an der Spitze des Vereins gespielt, der zu zwei und zwei marschiert
⟨Sie geben einer Leiche das Geleite, die Fahnenstangen sind oben mit schwarzem Musselin umwunden⟩.

Ich höre das Violoncell ⟨es ist des Jünglings Herzensklage⟩,
Ich höre das Klapphorn, schnell gleiten seine Töne mir ins Ohr,
Es schüttert wild-süßen Schmerz mir durch Bauch und Brust.

Ich höre den Chor, eine große Oper;
Ah, das nenn' ich Musik, das taugt mir.
Ein Tenor, groß und frisch wie die Schöpfung, erfüllt mich,
Die kuglige Wölbung seines Mundes strömt ihn aus, er erfüllt mich ganz.
Ich höre den wohlgebildeten Sopran ⟨welcher Art ist diese Wirkung?⟩.
Das Orchester wirbelt mich weiter als der Uranus fliegt,
Es reißt solche Gluten aus mir, ich wußte nicht, daß ich sie besäße.
Es segelt mit mir, ich tappe mit nackten Füßen, sie sind von den lässigen Wellen bespült;
Ich werde von schneidendem, zornigem Hagel getroffen und verliere den Atem,
In honigsüßes Morphin bin ich getaucht, meine Luftröhre wird von Todesschlingen gewürgt.
Zuletzt, wieder emporgelassen, fühl' ich das Rätsel aller Rätsel;
Und das nennen wir: Sein.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Nationale Bewegung / Ernst Hamburger

Indien

Mit der Annahme der indischen Reformbill am 24. Dezember 1919 hat das englische Parlament dem Umschwung in der Gesinnung Indiens, der sich während des Krieges vollzogen hat, Rechnung getragen (siehe auch die Rundschau Kolonisation, 1920 I, Seite 215 f.). Eine Doppelregierung der Engländer und der Inder, aber mit Trennung der Gewalten und der Verantwortlichkeiten, ist in der neuen Reform beabsichtigt, die als Oberhaupt des Ganzen den in London als Mitglied des britischen Kabinetts unter der Kontrolle des Parlaments stehenden Staatssekretär für Indien vorsieht. An die Stelle des bisherigen Vizekönigs von Indien tritt der Gouverneur, dem ein aus Engländern und Indern zusammengesetzter Regierungsrat mit beratender Stimme zur Seite steht. Die höchste gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen zweier Kammern, deren Mitglieder zu ungefähr zwei Dritteln von den Indern aus ihrer eigenen Mitte gewählt und zu einem Drittel von den Engländern ernannt werden. Der Gouverneur ist nicht dem indischen sondern dem britischen Volk verantwortlich und hat Vetorecht gegen die Beschlüsse des indischen Parlaments; gewisse gesetzgeberische Befugnisse, zum Beipiel Aufrechterhaltung der Ordnung, Gehaltsfestsetzung der englischen Beamten usw., bleiben den Engländern vorbehalten. Das schwierige Problem des Wahlrechts ist dahin gelöst worden, daß eine bestimmte untere Einkommens- und Vermögensgrenze für das Recht zur Wahlausübung entscheidend ist; man hat Maßnahmen getroffen, um die landwirtschaftliche Bevölkerung und die unteren Hindukasten, die dadurch vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, gegen die begüterten Brahmanen, die Inhaber des Bildungsmonopols, zu schützen. Im ganzen wird die Wählerschaft nur 5 Millionen Männer, das heißt etwas über 2 % der Bevölkerung, umfassen.

Zunächst haben die langersehnten und versprochenen Reformen eine verschärfte politische Propagandatätigkeit in Indien ausgelöst, die sich teils daraus erklärt, daß viele, besonders die Mohammedaner, von ihnen unbefriedigt sind, teils aber auch aus den Schwierigkeiten der wirtschaftlichen und sozialen Lage. Diese Schwierigkeiten hängen mit der Bildung eines Industrieproletariats zusammen, das aus der Industrialisierung großer indischer Städte während des Krieges entstanden ist, und sie werden durch die ununterbrochenen Streiks und Lohnkämpfe gekennzeichnet. Es ist unmöglich die einzelnen Nachrichten, die darüber zu uns dringen, sämtlich zu registrieren. Die weiteste Ausdehnung hat ein Streik genommen, der von 15 000 Arbeitern und Angestellten der North Western Railway begonnen wurde und nach einer kurzen Beruhigungspause von neuem in noch größerm Umfang aufflammte. Das aus wirtschaftlichen Gründen, und zwar wegen der Verschlechterung seiner Lebenshaltung infolge des Krieges, unruhige Proletariat tritt wiederum als einer der Träger politischer Forderungen auf, die weit über das hinausgehen, was bisher von England gewährt wurde, und die auch ihre Nahrung aus der Erregung zogen, die in mohammedanischen Kreisen über das Schicksal der Türkei herrscht. Die Propaganda des Bolschewismus arbeitet hier, wie in Vorderasien, äußerst rege; er spielt sich, unter geschickter Ausnutzung der Stimmungen des Landes, als Vertreter der nationalen Freiheit auf und macht sich so der britischen Regierung äußerst unbequem, um von ihr die Anerkennung zu erzwingen und dadurch die eigene Existenz zu verlängern: eine Taktik, die in der Tat den ⟨temporären⟩ Erfolg hatte Lloyd George zu Verhandlungsbereitschaft zu bringen.

Von der Bewegung der öffentlichen Meinung Indiens legen die Verhandlungen des Indischen Nationalkongresses und der Allindischen Moslemliga Zeugnis ab, die auf die ganze Entwickelung der politischen Stimmung im 1. Halbjahr 1920 nachhaltigen Einfluß ausübten.

Die Verhandlungen des Nationalkongresses, die fast durchweg nicht in englischer Sprache geführt wurden, bei denen vielmehr der Gebrauch des Hindi oder Urdu verlangt wurde, beschäftigten sich vor allem mit dem während des Aufstands im Pandschab ausgeübten grausamen englischen Regiment und dem durch den General Dyer verursachten Blutbad von Amritsar, über das, unter gleichzeitiger Verherrlichung der indischen Nationalhelden, allgemeine Entrüstung laut wurde. Vermutlich wird

sich dieser gerade im Pandschab am tiefsten aufgewühlten Bevölkerung eine neue starke Erregung bemächtigen, wenn sich die Kunde allgemeiner verbreitet, daß das englische Oberhaus die von der Regierung bewirkte Maßregelung Dyers als Ungerechtigkeit und gefährlichen Präzedenzfall für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Indien angesichts einer Rebellion mißbilligt hat. Die heftigsten Anklagen erhob man auf dem Kongreß gegen den Vizekönig Lord Chelmsford, dessen Amtsenthebung und Bestrafung gefordert wurde. Über die Reformen herrschte nur eine Stimme, nämlich, daß sie unbefriedigend und unzulänglich seien. Meinungsverschiedenheiten gab es lediglich darüber, ob das Land, wie es beispielsweise der Führer der Extremisten Bengalens verlangte, die Reformen rundweg ablehnen oder aber sich ihrer bedienen, ja sogar an ihrer schnellen Durchführung mitarbeiten solle, um auf diesem Weg das Ziel, die volle Einführung der Selbstverwaltung, zu erreichen. Für eine solche Taktik entschied sich schließlich der Kongreß, der im übrigen durchweg, wie sein Vorgänger, fest auf dem Boden der Einheit der verschiedenen Gemeinschaften Indiens stand.

Dieser Gedanke beherrschte auch die Sitzung der Allindischen Moslemliga, die um die selbe Zeit im Beisein hervorragender Führer des Nationalkongresses tagte. Hier standen naturgemäß nationalreligiöse Fragen der mohammedanischen Welt, wie das Kalifatsproblem und das englisch-persische Abkommen, stärker im Vordergrund; was die innerindischen Fragen betrifft, so nahm die Liga im übrigen überall die selbe Haltung ein wie der Kongreß. In der gegen die Aufteilung der Türkei angenommenen Resolution wird zum Schluß gesagt, daß im Fall der Nichtberücksichtigung der Wünsche der Liga jede mögliche Methode der Agitation als gerechtfertigt angesehen wird, sogar der Boykott der britischen Armee, wenn diese außerhalb Indiens für imperialistische oder antiislamische Zwecke gebraucht werden sollte. Das starke Einigkeitsgefühl in der mohammedanischen Welt kam auch in einer Resolution zum Ausdruck, die die Sympathie mit den Zielen der ägyptischen Nationalisten versichert. Die auf der Sitzung der Liga ausgesprochenen Gedanken hat den europäischen Ententeregierungen die Delegation zur Kenntnis gebracht, die damit betraut wurde deren Entscheidungen über das Kalifat und die indische Frage zu beeinflussen. Die Kalifatdelegation hat inzwischen Europa bereist, jedoch keinen Einfluß auf die Stellungnahme der Regierung Großbritanniens gegenüber der Türkei auszuüben vermocht.

Wer bemüht ist die Entwickelung der Religions- und Staatsformen Indiens von frühester Vergangenheit bis zur Gegenwart zu verfolgen, den wird auf diesem Weg Richard Schmidts Buch Das alte und moderne Indien /Bonn, Kurt Schroeder/ enttäuschen. Der Verfasser, der vielfach Konows bekanntem Werk über Indien unter der englischen Herrschaft folgt, gliedert sein Buch in die 4 Teile Geschichte, Religion, Literatur, Kunst, Handel und Wandel, einen Abschnitt, in den er unsystematisch alles hineinpreßt, was er vorher unterzubringen keine Gelegenheit hatte. Die Gelehrtenwelt sollte sich ernsthaft dazu entschließen von der Abfassung derartiger popularisierender Werke abzusehen, die nichts Neues bringen, auf der andern Seite aber durch die Fülle verwirrender Daten, Tatsachen und Polemiken, die schleppende Darstellung und die Unfähigkeit der Einordnung des behandelten Stoffgebiets in den Gesamtinhalt moderner Erkenntnisse die Gabe wahrhafter Volkstümlichkeit vermissen lassen. Unerträglich ist an der Spitze dieses Buches die in der Einleitung zum Ausdruck kommende Überheblichkeit des Verfassers, der das Buch den »wahrhaft Gebildeten«, nicht aber der »Plebs« zueignet.

Osteuropakunde In seiner Denkschrift über die Förderung der Auslandsstudien vom 24. Januar 1917 wies der damalige preußische Kultusminister, auf Grund der Erfahrungen, die mit der auslandskundlichen Bildung des deutschen Volkes während des Krieges gemacht wurden, darauf hin, daß mit dem Hineinwachsen Deutschlands in die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Zusammenhänge die Auslandsstudien aus der Sphäre der Wissenschaft in die der praktischen staatlichen Bedürfnisse gerückt seien. Der Staat brauche jetzt nicht nur binnenländisch sondern auch weltpolitisch gebildete Staatsbürger, und Auslandskenntnisse seien bei einem Weltvolk nicht mehr bloß das Rüstzeug für Auslandsbeamte und Auslandsinteressenten sondern ein unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung. Die Denkschrift stellte sodann den einzelnen Universitäten die

Aufgabe sich allmählich zu Mittelpunkten einer besondern Fachausbildung für die von ihnen gepflegten Gebiete zu entwickeln und nannte als solche besonderen Interessengebiete für Kiel die Übersee (durch das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft), für Bonn die Länder des romanischen Kulturkreises und die Niederlande, endlich für Königsberg und für Breslau die slawische Welt.

Aus diesen Gedankengängen heraus kam man um die Jahreswende 1917-1918 zu der Erkenntnis, daß der Wiederaufnahme friedlicher wirtschaftlicher Beziehungen zum Osten wie der Völkerversöhnung eine in Breslau zu errichtende Forschungsanstalt zum Studium der östlichen Gebiete Europas nützliche Dienste leisten würde. Am 8. April 1918 wurde unter Führung Adolf Webers und Richard Schotts in Anlehnung an die Universität und die Technische Hochschule in Breslau das Osteuropainstitut als selbständige Forschungsanstalt unter der Aufsicht des Kultusministeriums begründet. Es wurde ihm die Aufgabe zugewiesen den Osten Europas, alle Länder östlich von Deutschland und Deutsch Österreich wissenschaftlich und wirtschaftlich zu erforschen und die Ergebnisse dieser Forschungen der deutschen Volkswirtschaft nutzbar zu machen.

Die Arbeiten des Instituts, das im Mai 1920 eine eingehende Denkschrift über seine Tätigkeit versandt hat, bestehen in der Sammlung von Material, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Forschungen, Hochschulunterricht und Auskunftserteilung. Für die Arbeiten des Instituts wurden 8 Forschungsabteilungen gebildet: 1. Recht, 2. Wirtschaft (beide mit besonderen Beratungsstellen), 3. Land- und Forstwirtschaft, 4. Bergbau und Hüttenkunde, 5. Industrie, 6. Geographie und Landeskunde, 7. Religionswissenschaft, 8. Sprachwissenschaft und Literatur. Die Wirtschaftsabteilung hat eine Reihe von Publikationen herausgebracht und bereitet andere noch vor (Wladimir Kaplun-Kogan Russisches Wirtschaftsleben seit der Herrschaft der Bolschewiki, Otto Reiher Handbuch für Kongreßpolen). Die Abteilung Bergbau und Hüttenkunde sammelt vornehmlich Material über die Montanindustrie Osteuropas und wird demnächst eine Arbeit des Bergassessors Flegel über die wirtschaftliche Bedeutung der Montanindustrie Rußlands und Polens und ihre Wechselbeziehungen mit Deutschland sowie eine geologische Übersicht über Osteuropa vom Professor Cloos veröffentlichen. Die Abteilung für Geographie und Landeskunde beabsichtigt Material zur Wirtschaftsgeographie der Staaten der südöstlichen Halbinsel, Rußlands und der Türkei zu sammeln und zu bearbeiten; die religionswissenschaftliche Abteilung will das religiöse und kirchliche Leben der Gegenwart in den osteuropäischen Ländern erforschen und nach der Gliederung in christliche Kirchen und Sekten, Ostjudentum, Islam, heidnische Religionen darstellen. Ein Buch des Professors Felix Haase über die religiöse Psyche des russischen Volkes ist in Vorbereitung.

Der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat das Osteuropainstitut beauftragt Auslandsvorlesungen für die Kunde von Osteuropa zu veranstalten. Deren Zweck soll sein in der Heimat Interesse und Verständnis für die Länder und Völker Osteuropas zu wecken sowie Privatpersonen und Beamten, die in das osteuropäische Ausland gehen wollen, sprachliche, wissenschaftliche und wirtschaftliche Vorbildung zu bieten. Neben Sprachkursen fanden im Mai und Juni Vorlesungen statt über russische Wirtschaftsgeschichte, Einführung in die Grundlagen der russischen Volkswirtschaft, Galizien im Beginn des 20. Jahrhunderts, Übersicht über die Rechtssysteme der osteuropäischen Staaten, Bevölkerungs- und Grundbesitzverhältnisse in Polen.

Bedeutungsvoller noch als diese Forschungsanstalt könnte das Institut für Rußlandkunde werden, zu dessen Errichtung Genosse Arthur Schulz sein Gut Joneiten sowie seine sonstige Habe der Universität Königsberg vermacht hat. Getreu dem außenpolitischen Programm der Sozialistischen Monatshefte, dem er anhing, hat Schulz, wie hier seinerzeit berichtet wurde (siehe die Rundschauen Sozialwissenschaften und Notizen, 1918 I, Seite 563 f. und 570) sein Vermögen in den Dienst der deutsch-russischen Verständigung gestellt. »Das Schulzsche Institut, wie es in seinem Testament gezeichnet wird, soll ein Freundschaftsverhältnis Deutschlands und Kontinentaleuropas zu Rußland (in Wirtschaft, Politik, Kultur und nicht zuletzt in der Gesinnung) dadurch fördern helfen, daß es die wissenschaftlichen Grundlagen dafür schafft.« Die klare Zielsetzung würde dieses Institut vor dem Breslauer, mit seinen minde-

stens unbewußt divergierenden Tendenzen, auszeichnen. Leider ist in den 2½ Jahren seit dem Tod Schulzens noch nichts über die Verwirklichung seiner Bestimmung bekanntgegeben. Sicherlich hat die Geldentwertung, die seit 1918 eingetreten ist, die Ausführung jener Testamentsbestimmungen außerordentlich erschwert. Auf alle Fälle werden die Mittel für den gleichen Zweck, in der gleichen Gesinnung, nutzbar gemacht werden müssen.

Juden

Das Exekutivkomitee der sozialistischen Zweiten Internationale, das sich am 6. August in Genf konstituierte, hat eine Resolution, die ihm vom Kongreß überwiesen worden war, folgendermaßen formuliert: »Der Kongreß schließt sich den Schlußfolgerungen der Studienkommission an, die die Lage der Juden in Polen untersucht hat. Diese Schlußfolgerungen sind in dem dem Kongreß vorgelegten Bericht folgendermaßen gefaßt: Nachdem die Kommission das tatsächliche Vorkommen der Pogrome und der Greuel in den Jahren 1918 und 1919 festgestellt hat, erhebt sie dagegen neuerdings einen internationalen Protest. Sie stellt fest, daß ihres Wissens, und abgesehen von den jüngsten, ihr nicht bekannten Ereignissen, seit der letzten Resolution der Internationale eigentliche Pogrome nicht wieder vorgekommen sind; aber sie konstatiert, daß der Antisemitismus, der noch immer in Polen herrscht, zu neuen Unruhen in Polen führen könnte, wenn die polnische Regierung nicht energische Maßnahmen ergreift, um die tagtäglich von der Soldateska begangenen Ausschreitungen, die die flagranteste Vergewaltigung der menschlichen Persönlichkeit darstellen, einzudämmen. Sie erwartet von allen Ländern, wo Juden in großen Siedelungen beisammen wohnen, wie in Polen, daß sie die folgenden Forderungen durchführen: 1. die vollständige bürgerliche und politische Gleichstellung; 2. die gleichmäßige Behandlung der jüdischen Bevölkerung in den Ländern, die sich im Wiederaufbau befinden; 3. so wie es in den herrschenden Staatsverträgen vorgesehen ist, sollen die Juden als eine Minderheit den internationalen Schutz gegen körperliche Verfolgung und wirtschaftliche Unterdrückung genießen; 4. die Freiheit der Aus- und Einwanderung. Die Kommission empfiehlt weiter, daß ein System der Selbstverwaltung auf Grund von Personenregistern in den Nationalstaaten geschaffen werden, die den Minderheiten der Rassen, der Sprachen und der Religion die Organisation ihrer Kultur und ihrer Gemeinden ermöglichen. Sie nimmt Kenntnis von der Schaffung eines nationalen Zentrums der Juden in Palästina unter dem Schutz und der Kontrolle des Völkerbundes, der über die berechtigten Interessen der anderen Völker dieses Landes wachen und sie schützen soll. Sie hofft, daß die jüdischen Arbeiter in Palästina durch ihre Einigkeit und durch ihre Aktion es verstehen werden eine sozialistische Republik zu verwirklichen.«

Eine jüdische Welthilfskonferenz, die Anfang August in Karlsbad tagte, faßte den folgenden Beschluß: »Die Welthilfskonferenz erachtet es als unbedingte Pflicht der Judenschaft, auch der vom Krieg betroffenen Länder, zwecks Ermöglichung der Selbsthilfe die Mittel insbesondere für die zu gründenden Finanzinstitute beizutragen. In Anbetracht der derzeitigen Wirtschaftsverhältnisse in Osteuropa aber erwartet die Konferenz, daß die Juden der Länder mit gesunden valutarischen Verhältnissen, besonders die Mitglieder der Landmannschaftsorganisationen, durch die Übernahme von Anteilen oder Aktien der Landeszentralbanken zur Verstärkung des Eigenkapitals der letzteren beitragen werden. Die Konferenz erachtet es aber auch als unerläßlich, daß die gesellschaftlichen Mittel, welche durch die jüdischen Hilfsorganisationen für den Wiederaufbau aufgebracht werden, den genannten neutralen Hilfsinstitutionen der einzelnen Länder in Form von langfristigen Valutakrediten zur Verfügung gestellt werden.« Es wurde eine aus 29 Mitgliedern bestehende jüdische Welthilfszentrale mit dem Sitz in London und eine 9gliedrige Exekutive gewählt.

Totenliste

In Dresden starb Wilhelm Kaufmann, ein hervorragender Auslandsdeutscher, der Bruder des bekannten Historikers an der Breslauer Universität. Er war der Begründer einer Reihe deutscher Zeitungen in den Vereinigten Staaten und einer Maternkorrespondenz für die deutschamerikanischen Zeitungen. Durch ein Werk über die Rolle der Deutschen im amerikanischen Bürgerkrieg hat er sich auch in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht.

Im Alter von 79 Jahren starb Hans Heinrich Reclam, der zusammen mit seinem Vater Anton Philipp Reclam im Jahr 1867 die bekannte Universal-

bibliothek begründete. Die Billigkeit seiner Bändchen sicherte dem eigenartigen Unternehmen bedeutende Erfolge; sie machte der Masse des Volkes die Anschaffung von wertvollen Büchern möglich, deren Lektüre bis dahin einem engen Kreis materiell Bessergestellter vorbehalten war. Zahlreiche ähnliche Unternehmungen, die später auf Sondergebieten zuweilen kulturell noch Wertvolleres schufen als die Universalbibliothek, sind durch Reclams Arbeit indirekt angeregt worden. In der mehr als 6000 Bändchen umfassenden Sammlung sind die Standardwerke der Weltliteratur fast restlos enthalten. Große Sorgfalt verwandte Reclam auch auf die von ihm ins Leben gerufene illustrierte Wochenschrift Universum.

Mit Johannes Dierauer ging in Sankt Gallen nicht nur ein hervorragender Schweizer Pädagoge dahin sondern auch ein Forscher, der seine ganze Kraft der Erforschung der Geschichte vornehmlich der Ostschweiz widmete. Seine Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft ist die erste, von einem Schweizer selbst geschriebene wissenschaftliche Gesamtdarstellung der Geschichte der Schweiz bis zum Jahr 1848. Die geschichtliche Eigenart der Schweiz und ihre Existenzgrundlagen sah Dierauer in dem freiheitlich demokratischen Geist des Schweizervolks, in der Verschmelzung verschiedener Kulturen im Schweizerland.

Der Tod des Indologen Hermann Oldenberg reißt in die Reihen der Vertreter der indischen Philologie in Europa eine große Lücke. Oldenberg wandte seine Aufmerksamkeit vor allem der indischen Religionsentwickelung zu. Seine Bücher über Buddha und die Religion der Vêda zeigen sein eindringendes Wissen auf dem eigentlichen Gebiet seiner Forschungen wie seine feine Kenntnis des religiösen Lebens primitiver Völker, durch die er dieses Wissen fruchtbar machte.

Zu Bombay starb Bal Gangadhar Tilak, 65 Jahre alt. Er hatte sich in der indischen nationalen Bewegung in radikalstem Sinn betätigt. Als Vorkämpfer der brahmanischen Orthodoxie sah er den Aufruf zum Kampf gegen die Fremden als heilige Aufgabe an und wirkte in dieser Richtung vermittelst zweier von ihm in englischer und Hindusprache herausgegebener Zeitungen. Seine Propaganda, die er auch während des Krieges fortsetzte, trug ihm wiederholt harte Strafen ein.

Kurze Chronik Ein Verband deutscher Industrieller und Kaufleute in Polen ist in der Gründung begriffen. Er will die deutsche Industrie und Kaufmannschaft in Polen in einer rein wirtschaftlichen Interessenvereinigung zusammenfassen, mit den schon vorhandenen Wirtschafts- und Berufsvereinigungen enge Fühlung halten und ein Zusammenarbeiten mit den in Betracht kommenden polnischen Organisationen herbeiführen. ◇ In der ehemaligen preußischen Provinz Posen haben sich die deutschen bürgerlichen Parteiorganisationen zu einer Partei zusammengeschlossen, als deren Zweck die Zusammenfassung der bewußten Deutschen zu gemeinsamer Haltung und Kandidatenaufstellung bei der Wahl genannt wird. ◇ Bei den Wahlen zur Abgeordnetenkammer in Rumänien, die am 4. Juni stattfanden, entfiel auf die regierende Volkspartei die überwiegende Mehrheit von 215 Abgeordneten; von den die einzelnen Nationalitäten vertretenden Parteien brachten es die bessarabischen Bauern auf 25, die Siebenbürger Nationalpartei auf 21, die Siebenbürger Bauern auf 4, die Sachsen auf 6 und die Schwaben auf 2 Abgeordnete.

Literatur Die Zeit, die uns die Hohlheit der meisten landläufigen Kriegs- und Siegeslieder gelehrt und die Freude an hurrapatriotischem Phrasenschwall gründlich benommen hat, ist dazu angetan das wirkliche Nationallied wieder erstehen zu lassen und den Sinn für wahre Kunst auf dem Gebiet des Volkslieds neu zu wecken. Die Sammlung Gottfried Bohnenblusts O mein Vaterland /Zürich, Rascher/, die die Schweiz im heimischen Lied vom 14. bis zum 20. Jahrhundert zeigt, läßt edelste vaterländische Schweizer Lyrik, abwechselnd in hochdeutscher und in mundartlicher Form, an uns vorüberziehen und gibt uns das Erlebnis von Heimat und Vaterland in Dichtungen der Vergangenheit und Gegenwart: von Albrecht von Haller, Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer, Spitteler, Zahn, Leuthold und vielen anderen. ◇ Maria Maresch will in ihrem Buch Der russische Mensch /Innsbruck, Tyrolia/ nachweisen, wie die bisherige innere Entwickelung des russischen Volkes mit Notwendigkeit aus seiner Leidensgeschichte fließe. Die in dem Werk zusammengestellten Einzelaufsätze über die politische Entwickelung des russischen Menschen, die soziale Volksnot und deren Typen, wie Dostojewskij

und Gorkij, den russischen Sozialismus und Messianismus sind feine, in ihrer Gesinnung überaus sympathische Betrachtungen, die in manchem freilich sich nicht von einem gewissen Schema fernhalten, daher das Letzte nicht treffen, die aber schon um deswillen aufmerksame Leser verdienen, weil sie die törichte Selbstbewußtheit des Europäers auf ein erträgliches Maß zu reduzieren geeignet sind. ◇ In der Polnischen Bibliothek /München, Georg Müller/ hat Victor Gomulicki die historisch-kulturgeschichtliche Monographie Warschau erscheinen lassen. Der Verfasser versucht in das Verständnis des neuzeitlichen Warschaus dadurch einzuführen, daß er die Entwickelungsgeschichte der Stadt im Zusammenhang mit den großen, für die ganze polnische Geschichte wichtigen Ereignissen gibt. Zahlreiche besonders schöne Abbildungen lassen die verschiedenen Jahrhunderte, an einander gereiht in Bildern der Stadt, vorüberziehen. Besonders lebendig ist der Aufstieg Warschaus zur Hauptstadt Polens, sein Sieg über Krakau dargestellt, wenn auch der Verfasser hier wie in den übrigen rein historischen Teilen meist nur an der Oberfläche haftet. Der Hauptwert des Buchs liegt unstreitig in den kulturgeschichtlichen Partieen. ◇ Eine neue Amerikabetrachtung Jenseits der Alten Welt von Josef Aquilin Lettenbaur /Leipzig, Hirzel/, vor dem Krieg verfaßt, doch erst jetzt in unveränderter Form herausgegeben, bemüht sich Amerika als Menschheitsproblem zu fassen; zwanglos aneinandergereihte Skizzen dieser Art über die Neue Welt, Freiheit, die Person, die Amerikanerin, die Zeitung, Begriffe, die es in Amerika nicht gibt, und ähnliches sind indes zu seicht, als daß durch sie unser aus früheren Amerikabetrachtungen erworbenes Wissen vertieft werden könnte.

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Religionssoziologie

In dem Nachruf auf Max Weber, den ausgezeichneten, eigene Wege gehenden soziologischen Forscher, war in dieser Rundschau (1920 I, Seite 541), mit einem Wort wenigstens, auch auf seine letzte Arbeit Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1915 und 1916, hingewiesen worden. Hoffentlich werden diese Studien, die die vielzitierten, in der selben Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze Protestantische Ethik und Geist des Kapitalismus in gewissem Sinn fortführen und ergänzen, in Buchform einem weitern Leserkreis zugänglich gemacht.

In den früheren Untersuchungen war Weber den Einflüssen nachgegangen, die die calvinistische, die Genußfreude und Bequemlichkeit des natürlichen Menschen verfemende, strengste Selbstdisziplin und Aktivität verlangende Glaubenslehre in der Epoche des Frühkapitalismus auf die Entwickelung des kapitalistischen Erwerbssinnes ausgeübt hat. Die Vorstellung, daß nur die nach Gottes Ratschluß von vornherein Auserwählten ins Himmelreich gelangen könnten, die übrigen in ewiger Verdammnis schmachten werden, verband sich da mit dem Gedanken, daß eben diese Auserwähltheit sich nur durch ewig wache, pünktlich genaueste Befolgung der göttlichen Gebote, die vor allem Berufsfleiß, methodische Selbstbeherrschung und gemeinnütziges Verhalten verlangen, dokumentieren könne. So wurde eine Denkart gezüchtet, in der die Angst ums künftige Seelenheil den Antrieben zu bürgerlicher Erwerbsrührigkeit starke Vorspanndienste leistete, die Hemmungen, die die Affekte einer nüchtern zweckmäßigen Rationalisierung der Lebensführung vielfach entgegensetzen, in weiten Kreisen überwand. Wie es sich bei einem Forscher von seiner Objektivität von selbst versteht, gab Weber nirgends der Versuchung nach die Wichtigkeit dieser psychologischen Momente im Rahmen der kapitalistischen Gesamtentwickelung zu übertreiben. Mit allem Nachdruck hat er immer wieder darauf hingewiesen, daß es sich für jede solche Untersuchung natürlich niemals um irgendeine erschöpfende genetische Erklärung des Gesamtphänomens des Kapitalismus sondern ausschließlich um die Beleuchtung gewisser, in dieser Bewegung eine Rolle spielender Faktoren handle. Wenn man nicht das Wesen der Marxschen ökonomischen Geschichtsauffassung ⟨wie es bei so vielen ihrer *Widerleger* Brauch ist⟩, unter Anklammerung an gewisse Marxsche Ausdrücke und Wendungen, in die ganz unhaltbare, ja absurde Behauptung setzt: daß eine Sphäre des gesellschaftlichen Lebensprozesses, die ökonomische, das alle übrigen ausschließlich oder doch letzthin ausschließlich bedingende Moment sei, sondern als ihren eigentlichen Kern

den Hinweis auf die Aufgabe betrachtet in dem bunten Gewebe der Wechselwirkungen, die alle Sphären auf einander üben, den ganz besonders aufschlußreichen Beziehungen zur Ökonomie nachzugehen, repräsentiert jene Arbeit Webers eine selbst im Geist solcher historischen Problemstellung und Methode gehaltene Untersuchung.

Der Gedanke, daß für eine soziologische Betrachtung der Religion vor allem auch ihre Verflechtung mit den ökonomischen Zuständen der Gesellschaft, insbesondere ihre Stellung zu den Forderungen ökonomischen Handelns, ihre *Wirtschaftsethik*, klarzulegen sei, trieb Weber von jenen ersten Studien dann zu dieser spätern Arbeit, die ursprünglich die Gesamtheit der großen Weltreligionen umfassen sollte: die konfuzianische in China, die indischen Religionen des Brahmanismus und Buddhismus, die jüdische, christliche und islamitische Religion. Das Ziel war derart weit gesteckt, daß auch eine über Jahrzehnte ausgedehnte Forscherarbeit es so, wie es ihm vorschwebte, schwerlich hätte erreichen können. So entschloß er sich, als er im Krieg zum Dienst eingezogen wurde und sich sagen mußte, daß ihn auch nach seiner Rückkehr andere, dringendere Aufgaben ganz in Anspruch nehmen würden, die vorläufige Niederschrift zu publizieren, die neben allgemeinen, wertvollen Exkursen über die primären Grundmomente und weiteren typischen Differenzierungen der Religion in der Hauptsache nur eine ausführliche Zergliederung der chinesischen und der indischen Religionsbildung bringt. So bescheiden er selbst von dem Erreichten spricht: es steckt immerhin eine äußerst komprimierte, überall auf weitere Ausblicke und Vergleichungen hinführende Arbeit darin. Er war dabei freilich, wie er selbst hervorhebt, als Nichtphilologe auf Übersetzungen der Urtexte angewiesen. Im weiten Umfang ist namentlich die in Deutschland wenig bekannte englische Literatur über die indischen Verhältnisse herangezogen. Ohne einer Diskussion seiner Ansichten und Thesen in der religionswissenschaftlichen Rundschau irgendwie vorzugreifen, sei hier versucht in kurzem Überblick die allgemeinen Reflexionen anzudeuten, die gewissermaßen den Auftakt zu der Arbeit bilden.

Wenn auch aus der Lebensführung und dem besondern Klassencharakter der Schichten, die vornehmlich als Träger einer bestimmten religiösen Lehre erscheinen, der spezifische Artcharakter dieser Lehre sich keineswegs restlos erklären läßt, so besteht doch zwischen beiden zweifellos ein innerer Konnex. Danach sucht Weber die Weltreligionen zu gruppieren. Die Konfuziuslehre kennzeichne sich als die »Staatsethik« einer literarisch gebildeten, weltlich rationalistischen Bureaukratie, »für welche, was nicht zu dieser Bildungsschicht gehörte, nicht mitzählte«; in der ältern indischen Hindureligion habe eine erbliche Kaste literarisch Gebildeter, ohne Amtscharakter und politische Interessen, mit teilweise weltflüchtigen Neigungen die Führung gehabt; der Buddhismus wurde von einer Propaganda heimatlos wandernder, streng kontemplativer Mönche getragen; der Islam war in seiner ersten Zeit eine Religion welterobernder Krieger, »eines Ritterordens von Glaubenskämpfern, nur ohne die sexuelle Askese der christlichen Nachbildungen der Kreuzzugszeit«; die jüdische Religion spiegele seit der Zeit des Exils Stimmungen eines von mächtigen Nachbarn eingeschlossenen »Pariavolks« wider; das Christentum endlich habe seinen Lauf »als eine Lehre wandernder Handwerksburschen« begonnen. »Es [das Christentum] war und blieb eine ganz spezifisch städtische, vor allem bürgerliche Religion in allen Zeiten seines äußern und innern Aufschwungs, in der Antike ebenso wie im Mittelalter und im Puritanismus. Die Stadt des Okzidents in ihrer Einzigartigkeit gegenüber allen anderen Städten und das Bürgertum in dem Sinne, in welchem es überhaupt nur dort entstanden ist, war sein Hauptschauplatz für die antike pneumatische Gemeindefrömmigkeit ebenso wie für die Bettelorden des hohen Mittelalters und für die Sekten der Reformationszeit bis zum Pietismus und Methodismus hin.«

Nach einer kurzen, wesentlich ablehnenden Auseinandersetzung mit Nietzsches blindlings generalisierendem Einfall die Leidens-, Mitleidens- und Barmherzigkeitszüge der christlichen Religion aus dem »Ressentiment der Unterdrückten« herzuleiten, wendet sich die Betrachtung der Rolle zu, die das Leiden in den Religionen gespielt hat. Zunächst erscheint der dauernd Leidende, der Trauernde und Kranke, den Stammesgenossen der Regel nach als ein von einem feindlichen Dämon Besessener, mit dem Zorn der Götter Behafteter, der schon darum, weil sein Anblick die Götter nicht erfreuen kann, an den Kultmahlen des Stammes und den Opfern nicht teilnehmen durfte. Das Unglück galt als

Zeichen irgendeines rituellen Verstoßes oder eines Frevels, der bestraft wird. Aber mannigfache Antriebe führten von diesem Ausgangspunkt her dann zu einer andern Art der Einschätzung des Leidens, teilweise zu seiner Verklärung. Zunächst wirkte in dieser Richtung gewiß die Erfahrung, daß die ekstatischen, visionären und hysterischen Zustände, von denen die angebliche Wunder- und Zaubermacht der Magier abhing, durch Zuhilfenahme allerhand leidvoller Kasteiungen und Enthaltungen (Enthaltung von der Nahrung, dem Schlaf, dem Geschlechtsverkehr) gefördert werden konnten. So erwuchs der Kasteiung als einem Mittel zur Erlangung überrationaler Kräfte ein »besonderes Prestige«. Die alten, überall bezeugten Tabuvorschriften und die Enthaltungen im Interesse kultischer Reinheit wirkten in gleicher Richtung.

Und dazu traten als weiteres Moment die Erlösungskulte, die von vornherein dem einzelnen Befreiung von seinen individuellen Leiden schaffen wollten. »Der urwüchsige Gemeinschaftskult, vor allem derjenige der politischen Verbände, ließ alle individuellen Interessen aus dem Spiele. Der Stammesgott, Lokalgott, Stadtgott, Reichsgott kümmerte sich nur um Interessen, welche die Gesamtheit angingen: Regen und Sonnenschein, Jagdbeute, Siege über die Feinde.« Wer Rettung aus besonderen individuellen Nöten suchte, der wandte sich, abseits vom offiziellen Kult, von jeher an den Zauberer und Magier, den »ältesten individuellen Seelsorger«. Das Ansehen einzelner Virtuosen dieses Fachs und der Geister und Götter, in deren Namen sie ihre Wunder taten, konnte dann durch Zulauf unter Umständen zu dauernden religiösen Gemeindebildungen und Bünden führen, die über die Grenzen der lokalen oder Stammeszugehörigkeit hinausgriffen. Und hieran wiederum knüpft das, was Weber ganz allgemein als Heilandsreligiosität bezeichnet, an: eine Art der Religiosität, die einen sich auf das Leiden und irgendwelche denkbare Befreiung aus ihm beziehenden Erlösungsmythos in den Mittelpunkt ihrer Glaubensvorstellungen rückt. Ansatzpunkte für die Ausbildung eines solchen waren oft in den primitiven Naturmythologieen gegeben. »Die Geister, welche das Kommen und Gehen der Vegetationen und den Gang der für die Jahreszeiten wichtigen Gestirne beherrschen, wurden die bevorzugten Träger der Mythen vom leidenden, sterbenden, wieder auferstehenden Gott, welcher nun auch den Menschen in der Not die Wiederkehr diesseitigen oder die Sicherheit jenseitigen Glückes verbürgte.« Eine Ausnahme der sonst überall in den Heilandsreligionen auftretenden Tendenz: den Heiland als individuellen Helfer und Erretter zu denken, bildete die jüdische Religion, in der das Leiden der bedrängten Volksgemeinschaft als solcher der Gegenstand messianischer Verheißungen wurde. Die Heilande waren von verschiedener Herkunft; meist tritt eine durch Wunder und visionäres Wiedererscheinen legitimierte Persönlichkeit als solcher auf. Gemeinsam ist den Heilandsreligionen irgendeine Form der Theodizee des Leidens, die bei zunehmendem Bedürfnis sinnvoller Deutung der Lebenserscheinungen für die ungleiche Verteilung von Glück und Unglück eine religiös plausible Erklärung geben wollte. So wird das Leiden als Folge in einem frühern Leben begangener Sünden der einzelnen oder als Gottesstrafe für die Sünden der Väter und Vorväter oder auch aus der »Verderbtheit aller Kreatur« erklärt. Daran schließen sich Hoffnungen auf irgendeinen Ausgleich, sei es in diesem oder in einem künftigen Leben. Mit der steigenden Wichtigkeit, die die Rechtsgebote und die zu ihrem Schutz fungierenden Sondergötter erhielten, wurden neben den rituellen Verstößen in zunehmendem Maß auch ethische Verfehlungen als Ursachen rächenden Götterzornes angesehen. Und wo die religiöse Entwickelung zu *Prophetieen* führt, wird dann vor allem das ungläubige Verhalten gegenüber den Vorschriften und Lehren der Propheten selbst, die sich auf ihre göttliche Mission berufen, zur *Sünde* gestempelt. Das in den eigentlichen Erlöserreligionen in aller Regel vorhandene Mißtrauen gegen Reichtum und Macht aber wird seinen Grund in der sich immer wiederholenden Erfahrung gehabt haben, daß diese »satten Schichten« dem Bedürfnis nach Erlösung am unempfänglichsten gegenüberstanden. Auch die Lehre von der Wiedergeburt, die sich durch die Erlösungsreligionen hindurchzieht, deutet in ihrer Wurzel auf uralte Gedankengänge magischen Wunderglaubens zurück. Durch orgiastische Akte oder durch planvolle Askese konnte man, nach dieser ersten primitiven Auffassung, einer Wiedergeburt, das heißt einer neuen Seele, teilhaft werden. Die Helden- und die Magieraskese, die Jünglingsweihe und die sakramentalen Wiedergeburtsbräuche bei wichtigen Abschnitten des privaten und Gemeinschaftslebens fußen darauf.

Durch die verschiedene Ausprägung, die die Art des höchsten Heilsgutes, als dessen Mittler das religiöse Verhalten dienen soll, in der weitern Entwickelung unter dem Einfluß der jeweils führenden Schichten erhielt, charakterisieren sich nach Weber die verschiedenen Typen der Weltreligionen. Das ist der allgemeinste Gesichtspunkt, der seine Darstellung des chinesischen Konfuzianismus und der Hindureligion, des Brahmanismus und Buddhismus leitet, womit sich zugleich unter anderm auch die Erörterung der sozialen Bedingungen verschlingt, die einer Fortentwickelung gewisser, auch in China und Indien vorhandener kapitalistischer Wirtschaftsansätze hemmend in den Weg getreten sind.

Als Wesenseigentümlichkeit des chinesischen Konfuzianismus erscheint Weber das Prädominieren einer rein weltlichen, unmittelbar politisch an der Staatserhaltung interessierten Beamtenschaft, für deren Herausbildung die Grundlagen, ähnlich wie in Ägypten, durch die mit der Notwendigkeit großer Stromregulierungen zusammenhängende staatliche Zentralgewalt gegeben waren. Soweit die geschichtliche Erinnerung reicht, existierte hier niemals eine mächtige Priesterkaste. Keiner der Götter und Geister hat Allmacht und Allwissenheit. Über ihnen allen thront, Menschen und Götterwelt beherrschend, die unpersönliche, unveränderliche, ewige Macht des *Himmels*, dem auch der Kaiser selbst sein Amt verdankt. Daß er dem Himmel genehm sei, muß er jedoch durch seine *Tugenden* erweisen, über deren Vorhandensein der Himmel durch das Wohlergehen des Volkes quittiert. Nationale Unglücksfälle sind ein Zeichen, daß die Gottheit mit ihm unzufrieden ist. Die Vorstellung einer eingeborenen Sündhaftigkeit menschlicher Natur liegt dieser religiösen Weltauffassung, deren nüchtern aufgeklärter Utilitarismus nach Weber an die Benthamsche Morallehre gemahnt, vollkommen fern, wie ihr auch der Glauben an ein Fortleben nach dem Tod und das individuelle Gebet ⟨an dessen Stelle bloße Ritualformeln treten⟩ fremd ist. Bezeichnend ist auch der Haß gegen das buddhistische Mönchswesen, das die Menschen von dem, was nottue, von nützlicher Arbeit, abziehe. Nirgends ein Versuch im Glauben die Schranken des Gegebenen zu überfliegen. Die Bildung des Beamtenstandes, der sich als Diener eines bureaukratisch und patriarchalisch geordneten Wohlfahrtsstaats empfand, war literarisch-traditionalistisch. Die Examina und Prüfungen wirkten einer Ausbildung dieser leitenden Schicht zu einem Stand von Feudalherren entgegen. Der Zauberer- und Magierglaube der großen Volksmassen wurde von ihnen als inferior verachtet, doch ohne Feindseligkeiten toleriert.

In scharfem Kontrast hierzu entrollt sich dann das Bild der ganz unpolitischen Hindureligionen, mit ihrer Lehre von der ewigen Seelenwanderung und Vergeltung. Über Wesen und Entstehung der indischen Kasten findet der Leser da ein reiches Material. Die brahmanische Lehre, nach der nicht nur die Seelen im ewigen Weltprozeß immer wiederkehren, sondern auch Schicksal, Wohlergehen und soziale Stellung der Individuen die unentrinnbare Folge ihres Wohl- oder Übelverhaltens in einer frühern Existenz sein sollen, und jeder durch sein Tun in diesem Leben für seinen Rang in einem spätern sorgen kann, stellt wohl den eigenartigsten Versuch dar durch metaphysische, religiöse Konstruktionen eine Theodizee des Weltlaufs zu gewinnen. Den Abschluß bildet die Analyse des Buddhismus, der, ganz auf individuelle Selbsterlösung aus dem ewigen Verhängnis der Wiederkehr gerichtet, zu einer »Virtuosenreligion wandernder Mönche« wird, die ein im Grunde unüberbrückbarer Abstand von allem Laienvolk scheidet.

Die Bedeutung der Weberschen Arbeit liegt vor allem in der Fülle von Aufgaben und Problemen, auf die sie hinweist. In ihrer Betonung der sozialen Momente und Beziehungen in den religiösen Lehren und dem religiösen Leben berührt sie sich mit den Tendenzen, die Troeltsch auf enger abgestecktem Gebiet in seinem großen Werk Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen verfolgt (siehe diese Rundschau, 1915 III, Seite 1313 ff.).

Engels

Seinem von dem jungen Engels handelnden, in dieser Rundschau (1920 I, Seite 155 ff.) ausführlich besprochenen Buch hat Gustav Mayer als Ergänzungsband eine Ausgabe von Friedrich Engels' Schriften aus der Frühzeit /Berlin, Springer/ folgen lassen, der die biographische Darstellung lebendig anschaulich ergänzt und bereichert. Der Briefwechsel mit den Brüdern Graeber aus dem Jahr 1838-1839, in dem sich die schweren Glaubenskämpfe des Jünglings und seine allmähliche Fortentwickelung zum pantheistischen Humanitätsglauben der Junghegelianer widerspiegelt, füllt

etwa 50 Seiten, ein Sechstel des Werkes. In den pseudonym veröffentlichten, von Mayer ausgegrabenen Aufsätzen aus der kaufmännischen Lehrlingszeit tritt bereits die außerordentlich farbige, frische Darstellungsgabe, von der auch alle späteren Schriften Engels' zeugen, markant hervor. Es sind meist literarische und Reisefeuilletons mit gelegentlichen Abstechern in das Gebiet politischer Satire, so in dem witzigen Requiem der Deutschen Adelszeitung. Der folgende Abschnitt bringt die Arbeiten aus dem Berliner Militärjahr 1840-1841, die vielfach zu den philosophischen Kämpfen jener Zeit, den Gegensätzen Schellingscher Offenbarungsmystik und Hegelschen Rationalismus, in Beziehung stehen. Das Schlußstück dieses Abschnitts ist ein langes, die Kämpen des Junghegelianertums vorführendes parodistisches Heldengedicht: Die frech bedrängte und doch wunderbar beschirmte Bibel oder Der Triumph des Glaubens. Im 3. Teil sind die Korrespondenzen abgedruckt, die Engels, nun schon ganz den politisch-sozialen Klassenkämpfen des Proletariats zugewandt, in den Jahren 1824 bis 1844 von Manchester für die von Marx redigierte Rheinische Zeitung, den Schweizerischen Republikaner und den Pariser Vorwärts schrieb. Eine schöne Erinnerungsgabe, die beim Nahen des 100. Geburtstags dieses großen Vorkämpfers des Sozialismus doppelt willkommen sein wird.

Neuausgaben Die 3bändige Ausgabe der Lassalleschen Reden und Schriften, die Eduard Bernstein mit einer einleitenden Biographie 1891 im Vorwärtsverlag hatte erscheinen lassen, ist lang vergriffen. Sie wird nunmehr durch eine Gesamtausgabe des Verlags Paul Cassirer in Berlin ersetzt. Während aber jene erste nur eine Auswahl der Lassalleschen Werke enthielt (freilich die für den Sozialisten und Sozialpolitiker wichtigsten), wird diese hier alle vollständig bringen und demgemäß weit mehr, nämlich 12 Bände umfassen. Bis jetzt sind davon 4 erschienen. Der 1. Band enthält den Italienischen Krieg und das Drama Franz von Sickingen, der 2. die Verfassungsreden, das Arbeiterprogramm und die anschließenden Verteidigungsreden, der 3. und 4. die Reden und Schriften der Agitation für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein. Ein schöner, klarer Antiquadruck zeichnet die auch sonst trefflich ausgestattete Neuausgabe aus. Hoffentlich findet das Werk eine große Leserschar. Der Rückblick auf die früheren Stadien der Bewegung kann mithelfen die Geister über die Bitterkeit und Enge, in die Tageskämpfe (und namentlich die heutigen) leicht verstricken, hinauszuführen.

Sammlungen Sehr zu begrüßen ist auch die ebenfalls bei Paul Cassirer erscheinende Sammlung gut gedruckter kleiner Einzelbändchen Wege zum Sozialismus, die auf ungefähr je 100 Seiten mit kurz einleitender Skizze charakteristische Auszüge aus den Schriften der für die Entwickelung sozialistischen Denkens bedeutungsvollen Persönlichkeiten bieten. Der Leser erhält so einen raschen und konzentrierten Eindruck, der zu der weitern Beschäftigung mit den Denkern anregt. Helene Simon hat Robert Owen, Gottfried Salomon. Saint-Simon, Eduard Bernstein Lassalle behandelt. Hermann Wendel, der vor kurzem ein von warmer Empfindung getragenes, mit Temperament geschriebenes Buch über Heinrich Heine erscheinen ließ /Dresden, Kaden/, entwirft hier ein interessantes Bild der Stellung des Dichters zum Sozialismus. Alfred Braunthals Bändchen über Marx als Geschichtsphilosophen, der Wichtigkeit des Gegenstands entsprechend an Umfang doppelt so stark wie die übrigen, liefert eine zusammenfassende Erörterung der Grundgedanken der Marxschen Geschichtsauffassung in ihrer Beziehung zu den soziologischen Problemen. Es steckt viel eigene Gedankenarbeit darin, die, wie ähnlich die Ausführungen des Wiener Genossen Max Adler über den Marxismus, schon etwas philosophisch vorgebildete Leser voraussetzt, aber diese um so lebhafter interessieren dürfte.

Gemeinverständliche Schriften Ein entschiedenes Verdienst um die Popularisierung des Marxschen ökonomischen Systems hat sich Julian Borchardt mit seinem handlichen, wenig über 300 Seiten in Kleinformat umfassenden Buch Das Kapital von Karl Marx /Berlin, Neuzeitlicher Buchverlag/ erworben. Es bietet in einer den Fortgang der Lektüre zweckmäßig erleichternden Anordnung einen Gesamtüberblick der 3 Bände des Marxschen Hauptwerks, während K. Kautskys leider längst vergriffene, gleichfalls treffliche Darstellung von Marx' ökonomischen Lehren sich auf den 1. Band, der damals allein vorlag, beschränkte. Vor allem aber ist zu begrüßen, daß Borchardt,

wo die Anforderungen an Gemeinverständlichkeit es erlauben, in sehr geschickter Weise immer das Original selber mit seiner kraftvoll gedrängten, prägnanten Ausdrucksweise zu Wort kommen läßt. So bleibt ein großer Teil des Reizes, den die Lektüre des Kapitals gewährt, dem Leser gewahrt. Als Zeugnis für seine langjährige Beschäftigung mit Marx konnte Borchardt sich im Vorwort darauf berufen, daß er vor 2 Jahrzehnten mit einem belgischen Genossen die französische Übersetzung des 2. und des 3. Bandes des Kapitals im Auftrag des Brüsseler Instituts für Sozialwissenschaften besorgt hat. Ausfälle gegen die Partei, wie Borchardt sie sonst liebt, hat er, von einer kleinen Anrempelung seiner Gegner im Vorwort abgesehen, hier streng vermieden. Ein Mangel aber ist es, daß er nirgends auf die gegen die Marxsche Werttheorie erhobenen ernsthaften Einwände, wenn auch nur kurz orientierend, hinweist. So gewinnt der unbefangene Leser allzu leicht den Eindruck, als sei die Theorie als solche bereits fix und fertig und bedürfe in ihren Grundlagen überhaupt nicht mehr der weitern Entwickelung.

Kurze Chronik Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Hamburg hat aus den Mitteln, die ihr vom Wirtschaftsdienst der Zeitschrift des Hamburgischen Weltwirtschaftsarchivs aus einer Stiftung zur Verfügung gestellt worden sind, 3 Preise von 1500, 1000 und 500 Mark für die Bearbeitung des folgenden Themas ausgesetzt: »Die Methoden der Anpassung der Lohnhöhe an die Preisbewegung.« ◇ Die Juristische und die Philosophische Fakultät der Berliner Universität haben eine gemeinschaftliche Promotionsordnung für das neueingeführte nationalökonomische Doktorexamen veröffentlicht (siehe hierzu diese Rundschau, 1920 I, Seite 548). Der Doctor rerum politicarum wird sowohl von der einen wie von der andern Fakultät auf Grund einer Dissertation aus jedem Zweig der Staats- und Rechtswissenschaft und einer mündlichen Prüfung verliehen. Diese umfaßt alle Zweige der Nationalökonomie, ferner aus der Rechtswissenschaft allgemeines und deutsches Staatsrecht, Handelsrechts und Grundlinien des Bürgerlichen Rechts, außerdem nach Wahl des Bewerbers Verwaltungs- (einschließlich Finanz-) und Völkerrecht oder Agrar- und Gewerberecht (einschließlich Arbeitsrecht). Auf Wunsch kann statt der Wahlfächer auch in einem andern Zweig der Rechtswissenschaft, besonders in deutscher Rechtsgeschichte, und in der Nationalökonomie, besonders in theoretischer Statistik, geprüft werden. ◇ Der Rektor der Handelshochschule München Moritz Bonn hat einen Ruf als Professor der Staatswissenschaften an die Handelshochschule Berlin angenommen. Bonn, der auch als Sachverständiger bei der Friedensdelegation und der Konferenz in Spa sowie im parlamentarischen Untersuchungsausschuß tätig war, hat, zum Teil in englischer Sprache, Arbeiten über das englische Agrarproblem, über die Agrarfrage in Irland, über die englische Kolonialpolitik in Südafrika, über die wirtschaftliche Organisation des britischen Weltreichs und den modernen britischen Imperialismus veröffentlicht.

Literatur Als 1. Teil einer Allgemeinen Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe hat Genosse Max Beer, der durch seine Arbeiten über die sozialistische Bewegung in England weiteren Kreisen bekannt wurde, ein Bändchen erscheinen lassen, das in gedrängter Kürze, auf 100 Seiten, das Altertum behandelt /Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft/. Eine fleißige und instruktive Darstellung, die, wenn sie selbstverständlich auch dem gelehrten Werk Pöhlmanns über den antiken Sozialismus mancherlei Material und Anregungen entnimmt, auf eigener ausgebreiteter Beschäftigung mit dem Stoff beruht. Recht unmotiviert wirkt dabei nur die im Vorwort gegen Pöhlmann erhobene Beschuldigung, sein Buch sei eigentlich nur »eine akademische Polemik gegen den antiken Sozialismus mit Seitenhieben auf die deutsche Sozialdemokratie«. Die Darstellung hebt mit einer Skizzierung der sozialen Verhältnisse des alten Palästinas und der Rolle an, die die Propheten als Fürsprecher der unterdrückten Massen spielten, schildert die Zustände in Hellas und deren Widerspiegelung in der griechischen Literatur und Philosophie, die Klassenkämpfe im Römerreich, um dann mit einem Ausblick auf die urchristliche Bewegung abzuschließen. Wie man sich in Einzelheiten zu der Auffassung des Verfassers stellen mag, den Einwand schematischen Konstruierens wird man kaum gegen ihn erheben können. ◇ In einer neuen Schrift Franz Oppenheimers Kapitalismus, Kommunismus, wissenschaftlicher Sozialismus /Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger/, werden die hier

schon des öftern eingehend kritisierten Theorieen des Verfassers von der Überwindung des Kapitalismus durch Ausmerzung des die sonstigen Harmonieen freier Konkurrenz einzig störenden Fremdkörpers des Bodenmonopols aufs neue verkündet. »Dieses Buch«, heißt es im Vorwort, »zeigt den Weg zwischen Scylla und Charybdis zu dem gelobten Land der Freiheit und der Gleichheit. Es bringt die Lösung der uralten Schicksalsfrage, bringt die wichtigste Entdeckung aller Zeiten, viel viel wichtiger als die Heilung des Krebses und der Schwindsucht, als die endgültige Eroberung der Luft.« Statt einer Auseinandersetzung mit den kritischen Einwänden, die gegen ihn erhoben sind, erhält der Leser die Versicherung, er, dessen »Bücher in die meisten Kultursprachen übersetzt« seien, besitze ein Recht darauf, daß die von ihm »in einem Vierteljahrhundert rastlosen Denkens gewonnenen Ergebnisse« einer »zureichenden Kritik« unterzogen werden, daß es aber »an einer solchen Kritik bisher gefehlt« habe. Widerlegungen rangieren offenbar von vornherein nicht als »zureichende Kritik«. Doch plädiert Oppenheimer selber seinen Widersachern gegenüber auf mildernde Umstände. Das mangelnde Verständnis »war begreiflich. Denn das wissenschaftliche System, das ich vortrage, ist nur langsam gereift; es hat mehr als 20 Jahre gebraucht, um sich völlig bis zur letzten Vollendung und Beweisbarkeit [wörtlich!] auszubauen.« Das wird als Probe genügen.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Lyrik Die Gesänge Ernst Droems /München, Oskar Beck/ zeigen einen Auswähler, der bald in Hofmannsthalsche Weichheit hineingleitet bald der weniger sinnlichen, die Ewigkeit des Wortes absuchenden Geistigkeit huldigt. Er fesselt durch eine Manier des Ordnungssinns, der Erlebnis und Gedanken scheidet und sich müht in einer einheitlichen Menschennatur Hafistrunkenheit und Philosophenglanz zu vereinigen. Er bringt Trinklieder, die nichts anderes als klingende Verslehren sind. Er bringt Schlichtes, das in Sanftheit und Vollendung stillen Familiengefühls bebt. Er gibt sich den dämonischen Ruck, um der Straße, dem Laster und der Armut als ein neugieriger Schilderer zu begegnen. In allem herrscht eine Absicht. Manche Wendung, die überrascht, ist auch nur ein bewußtes Abschweifen von dem gewöhnlichen Ausdruck. Droem scheint ein vielfach entzündeter, wenn auch nicht undankbarer Entlehner.

Der Österreicher Georg Kulka fühlt sich ganz als Herr im neuen Wort (Der Stiefbruder, Aufzeichnung und Lyrik /Wien, Strache/). Solches Herrengefühl wäre zu achten, wenn nicht die tastende Absonderlichkeit im Absonderlichen steckenbliebe. Dabei besitzt Kulka die Kraft des Anschmiegens, wenn er indischen Weisheitstext verdeutscht.

Die Dichtung Franz Weinrichs (Himmlisches Manifest /Hannover, Paul Steegemann/) sucht den Ausweg vom Durcheinander der Erde zur Ruhe des Friedens. Das Bekenntnis spricht für die geschlossene Feierlichkeit seiner Anschauung. »Lange Wunschnacht wird zur Weihnachtsfeier.«

Solche Weihnachtsfeier findet Hugo Sonnenschein nicht. Erde auf Erden dichtet er /Wien, Strache/, das heißt Grau in Grau, das heißt mit vielen Ausrufen des Wehs und des Achs, das heißt mit der schmerzlichen Frage »Wohin? Wohin?«. Sonnenschein erhebt diese Frage nun schon seit einem knappen Jahrzehnt. Der Krieg ist gekommen, und der Dichter wurde durch ihn noch tiefer in Dunkelheit hineingetaucht. Er hängt an der Menschheit mit Trauer. Doch ist zu sagen, daß sein Wort selten wehleidig, meistens eindringlich redet.

Aufschrei schreibt Michel Becker über seinen schmalen Lyrikband /Köln, Salmverlag/. Er ist noch Naturalist und möchte doch ans Geistige. Sein Ohr ist ein wenig taub, es ist vielleicht auch noch nicht aufgewacht.

Im Salmverlag ließ auch Ernst Vowinckel sein Gedichtbuch Brunnenspiegel drucken. Das ist weich, das ist nachdenklich, aber ganz unpersönlich. Alles ist geborgt aus vielen Stilen und Zeiten.

An die ewige Frau richtete Heinrich Lersch seine Liebesgedichte /Köln, Salmverlag/. Er möchte ein süßer Elegiker sein. Sein Temperament ist auf die Schönrednerei gerichtet. Sollte er nur zur Familie der nach kurzer Begeisterung schnell ermüdenden Alltagslyriker gehören?

Man lese ohne Namen Gedichte von Hans Binder, von Karl Leopold Mayer und von Robert Braun, und man wird meinen, daß der nämliche Dichter das alles mit Fleiß, aber ohne sonderliche Berufung geformt hat (Binder Fahrt ins Blaue /Köln, Salmverlag/, Mayer Die Wolken /Berlin, Fleischel/,

Braun Gang in der Nacht /München, Dreiländerverlag/).
Eigentlich hütet sich ein Dichter von Gewissen seine Jugendgedichte der Öffentlichkeit vorzulegen. Nicht so Rudolf Borchardt, der seine gesammelten Schriften bei Ernst Rowohlt in Berlin erscheinen lassen will, als wäre er ein seliger Klassiker. Er ist es nicht, er ist nur Gefährte im Kreis jener Formkünstler, die Stefan George und den frühern Hofmannsthal umschwärmen. Er bildet mühseliger als seine Lehrer, er ist weniger reif und weniger beglückt als Rainer Maria Rilke. Seine Tugenden sind Freundschaft und feuriges Bekenntnis; doch spricht aus ihm nicht die Seele, die sich ganz in sich selber verlieren, die sich ganz aus sich selber erschöpfen darf.
Die Liebesrhythmen aus den tausend Nächten und der einen Nacht, als deren Verfasser Bülbül El Hazar zeichnet /Darmstadt, Schahinverlag/, und die sehr lieblich und kostbar auf zartem Papier gedruckt und mit einem bunten, goldgeränderten Deckel geschmückt sind, wurden sicher von keinem orientalischen Genie gedichtet. Sie sind Spiele einer Begabung, die sich nicht ohne Geschick eine östliche Bildersprache aneignet.
Judenlieder dichtete Adolf Donath /Wien, Löwit/. Er hängt an der Poesie des Judentums in fühlender Treue. Seine Lieder sind Offenbarungen der Trauer; aber auch des Sabbathfriedens. Sie dichtete ein Frommer, kein Zerstörer.
Eugen Hoeflich, der den hebräischen Dichternamen M. J. Ben Gawriel Hezron annimmt, widmet seinen Freunden in Jerusalem und seinen Beduinentagen eigentümliche Hymnen, die erfüllt sind von der Sonne des heiligen Landes, von dem Schicksal der Judenverbannung und der neuen Judenhoffnung. Der rote Mond heißt sein Buch /Leipzig, Ilfverlag/.

Zeitbücher

Die Kriegsdichtung ist zu Ende. Die Dichtung vom Krieg wird vielleicht noch kommen: wenn den Menschen eine Ahnung dessen aufgehen wird, was sie schreiend, doch dumpf erlebt haben. Jetzt sind sie wieder vom Tag verschlungen. Einige nur beginnen auszusprechen, was sie vorher nicht sagen durften. Es ist nicht das Eigentliche dessen, was war; doch es hängt immerhin damit zusammen.
Die Geschichte des Deutschen mit französischem Blut, dessen Weltverbrüderungsgedanken durch den Krieg zerstört, aber durch ein freundliches Liebesschicksal wiederum geheilt werden, schrieb J. Steiner-Jullien (Wilhelm Picard /Berlin, Vorwärts/). Das Buch ist von keinem Dichter geschrieben, doch ist es reich an Beobachtungen und Betrachtungen; und es verdient schon aufmerksame Leser.
Die große Lüge des Weltkriegs hat Rudolf Jeremias Kreutz sehr tapfer entlarvt. Er setzte sein Aufklärungswerk fort und schrieb den 2bändigen Roman Die große Phrase /Zürich, Max Rascher/.
Mit Recht ist Andreas Latzko zu einer Berühmtheit gelangt, die dem sittlichen und ernsten Mann gilt. Als er gegen das Unmenschliche des Krieges revoltierte, war die Welt noch in dem Glauben, daß sie nur einer sehr edlen Menschenpflicht diene. Und der ungarische Leutnant, den die Krankheit in das neutrale Land verschlagen hatte, gewann, gleich einer Gotteseingebung, die Wahrheit, daß Europa von einem entsetzlichen Wahn ergriffen worden sei. Vom Gefühl ließ Latzko sich leiten, das eigene Unglück schürte ihn. Er beschrieb die Bilder des Grauens, die er gesehen hatte. Er war kein starker Künstler, er war nicht einmal ein erbitterter Ankläger. Gewohnt die Dinge nach einer journalistischen Methode zu erfassen, gab er seinen Eindruck hin. Und es wirkte zunächst seine Sachlichkeit, es wirkte die Ehrlichkeit, es wirkte vor allem das Furchtbare, das er beschrieb, und das erzählt zu haben ein Verdienst bleibt, das ihm die Menschen zu Hause nicht vergessen sollten. Nun aber fühlt er sich gedrungen ⟨oder wird veranlaßt⟩ auch an die Schriftstellerei seiner Jugend zu erinnern. Vor 18 Jahren schrieb er den Roman des Herrn Cordé. Das Buch war vergessen, es wird vom Dreiländerverlag in München neu heraufgeholt. Es wäre besser im Schatten und in der ganzen Dunkelheit geblieben. Denn jetzt muß der Kritiker das moralische Verdienst übersehen und nur das Künstlerische würdigen. Die Kunst des Romans ist höchst gering. Der Schriftsteller der Berliner Gesellschaft ist ein Schilderer nach der Schablone. Dabei lassen sich einige Neigungen zum Fanatischen in der Charakteristik, einige Spitzfindigkeiten und Spitzigkeiten entdecken, die als Stilmittel in die Kriegsdichtung Latzkos eingeflossen sind. Und darum kann man auch diesen Roman noch zu den Zeitbüchern zählen.
Im Verlag von Ullstein in Berlin ließ Ludwig Wolff den Roman Doktor

Bessels Verwandlung erscheinen: ein Buch zur Unterhaltung; und doch vielleicht etwas mehr. Dieser Deutsche, der im Frankreich des Krieges als französischer Kriegsverletzter herumgehen darf, vereinigt in der Liebe zu 2 Frauen in sich die beiden Nationen, deren Feindschaft so zu einer Absurdität wird.
Das Skizzenbuch Rudolf Müllers Ketten /Leipzig, Anzengruberverlag/ beschreibt die Opfer der innern Front.

Neuausgaben Es war Albrecht von Haller, der die Naturlyrik zuerst als ein sehr trockener Dichter gefunden hat. Er war ein inniger Betrachter, er war ein begeisterter Schwärmer und Gelehrter. Als seine Augen sich im Jahr 1777 schlossen, hatten die deutschen Lyriker längst das Klingende im farbigen Bild entdeckt. Trotzdem bleibt Albrecht von Haller mit Ewald von Kleist der artigste Entdecker einer Welt, die sich in Mondschein und Sonne, in Gletschern und mächtig wechselnder Jahreszeit göttlich offenbart. Es war gut, daß der Verlag Rascher & Cie. in Zürich die Alpengedichte Hallers in seine schöne Schweizerische Bibliothek aufnahm.
Der Cottasche Verlag in Stuttgart hat Ausgewählte Gedichte Paul Heyses wiederum vor die deutschen Leser gebracht. Heyse war der Aufklärer, er war der Ziselierer, er war die geläufige Zunge, er war die Natur, die sich unendlich bunt, unendlich leicht in Reimen entlud. Diesen Reichtum und diese Tändelei, die nur gelegentlich zu einem idyllischen Ernst aufwuchs, konnten wir nicht mehr ertragen. Das Anmutige schien banal, das Gedankliche flach. Heute lesen wir diese Gedichte wieder, und es ist uns, als ob wir eine Sommererholung antreten. Da läßt man sich tragen, da läßt man sich einlullen, da fragt man nicht viel nach Gründen und Wichtigkeit, man ist schnell gewonnen. Solche flüssige Freudigkeit geht heute von den Heyseschen Gedichten aus.
Der Verlag Max Rascher in Zürich hat während des Krieges die Europäische Bibliothek begründet, die von neutralem Boden aus den neuen Geist des Völkerfriedens zu den kriegführenden Mächten hinüberbrachte. Der Schweizer Gottfried Keller hat jenes Gedicht vom Frühlingsglauben geschrieben, das die Gewißtheit von der künftigen Einigkeit aller Völker mit psalmodischer Rede feststellt. Dieses Kellersche Gedicht, das mit Ergriffenheit und Andacht schon Tausende friedfertiger Menschen angehört haben, dient dem ganzen Unternehmen als Leitspruch. Gottfried Keller, der größte Dichter des Schweizerlandes, wird vom Rascherschen Verlag besonders gepflegt. Seine 10bändige Kellerausgabe ist wissenschaftlich tadellos, sie ist von Buchkünstlern ganz vorzüglich für reich gesegnete und auch für bescheidenere Kassen eingerichtet.
Im Musarionverlag in München werden die Romane Anatole Frances in deutscher Übersetzung neu veröffentlicht. Zuerst Thais, die Geschichte jenes närrischen Weisen, der aus einer Buhlerin eine vorzügliche Betschwester machte und trotzdem nicht selig wurde. Sodann Le lys rouge, jene hinreißende Geschichte der Liebe, der Liebe schlechthin, der grande passion, wie sie so unmittelbar nur ein Franzose sehen kann, der mit Recht den Namen seines Landes sich selbst beilegen durfte. Auch die späteren Werke erscheinen in dieser Sammlung, auf die nachdrücklichst hingewiesen sei.

Sammlungen Der Dreiländerverlag in München hat eine sehr verdienstvolle, sehr anmutige Bücherei Die Pforte eröffnet. Die Jungen und die Älteren werden dort vereinigt. Das schmale Bändchen kann nicht den ganzen Dichter enthüllen, es zeigt jedoch manchen guten Zug des Talentvollen: Andreas Latzko Der letzte Mann, Oskar Loerke Das Goldbergwerk, Robert Braun Gang in die Nacht, Friedrich Burschell Vom Charakter und der Seele, Oskar Schürer Kleine Lieder usw. Die Reclamsche Universalbibliothek, die mit den Zeitnöten sehr schwer zu kämpfen hat, arbeitet trotzdem unermüdlich weiter. Die Grillparzerschen Tragödien und die Anzengruberschen Bauerngeschichten sind jetzt in ihr neu aufgelegt. Es wäre ein nicht zu überschätzender Verlust für das deutsche Volk, wenn diese Büchersammlung, die alles jedem zugänglich macht, ihr Weitererscheinen unterbrechen müßte.

Almanache und Anthologieen Als Deutschland in die Verwirrungen der neuen Zeit hineingerissen wurde, eigneten sich die Schriftsteller den Titel der geistigen Arbeiter an. Es schien beinahe, als ob dieser sehr schlichte und gleichzeitig sehr hochmütige Titel all die Würden, Kreuze und Bänder ersetzen sollte, die dem Umsturz nicht mehr Widerstand leisteten. In der wirtschaftlichen Not, die keinen vollkommenen Ersatz für zerfetzte Kleider, zerrissene Nerven

und zerstörte Herzen zuließ, kamen die Volkswirte auf den Gedanken all solche Tagesnotdurft durch ein typisches Erzeugnis, den mannigfachen Anzug durch ein Einheitskleid, die bunte Speisekarte durch ein Einheitsgericht zu ersetzen. Trügt nicht alles, so hat diese Wirtschaftsmode auch die Gebiete des Geistigen angegriffen. Das heißt: Die Schriftsteller fügen sich gern, sie fügen sich gehorsamer als einstmals einer herrschenden Idee. Es ist ihnen versagt, weil Papier unendlich teuer wurde, und Drucker, Falzer und Buchbinder für trockenes Brot Millionärspreise zahlen müssen, die eigene Persönlichkeit im eigenen Buch zu offenbaren. Wiederum sind daher, fast wie vor einem Jahrhundert, die Bücher der Gemeinschaft nach dem Geschmack der Schriftsteller und der Leser. Die wichtigsten seien hier angezeigt. Der Rowohltsche Almanach trägt den Namen Menschheitsdämmerung. Becher, Däubler, Goll, Hasenclever dichteten; Meidner, Barlach, Lehmbruck lieferten Bildnisse. Der Geist dieses Almanachs ist Jugendgeist und Revolution. Die Künstler, die ihr Schicksal Paul Cassirer in Berlin anvertrauen, lassen über ihr Sammelbuch schreiben Unser Weg 1920. Toller, Edschmid, Kurt Eisner, Barlach, Kokoschka liefern das Kunstwerk. ⟨Es fehlen auch nicht die Wissenschafter und Politiker, Eduard Bernstein, Karl Kautsky und, aus der Vergangenheit hinübergeholt, Robert Owen.⟩ Der Züricher Verlag Rascher & Cie. nennt seinen Almanach Aussaat. Die Schweizer, unseres Geistes bereite Brüder, deren Zuneigung und Opferbereitschaft wir während des Krieges häufig verspüren und bedanken durften, sind hier vereinigt. Ein stattliches Reich der kulturellen Betätigung, das in 10jähriger Verlegerarbeit errichtet wurde. Nur die Schweizer reden und höchstens einige Geistesverwandte, die sich mit Schweizer Dingen wissenschaftlich und einfühlend beschäftigten. Wahlloser wurde der Almanach von Morawe & Scheffelt in Berlin zusammengestellt. Etwas Nordisches, etwas Französisches, etwas Deutsches, beginnend bei Gryphius und mündend bei Lissauer und Preczang, das ist der Inhalt dieser gefälligen Sammlung.

Hans Oswald gibt die Lieder aus dem Rinnstein, die er vor 10 Jahren gesammelt hat, wieder heraus /München, Rösel/. Die neue Ausgabe ist vielfach bereichert. Sie wird mehr den Sammler von volkstümlichen Liedern erfreuen als den sehr energischen Bewunderer vollendeter Schönheit. Die Gedichte der Vagabunden und Dirnen fesseln wie ein exotisches Gebilde. Sie sind keine Kultur, sie sind nur Zufall und Freude des Abenteurers. Vielleicht sind gerade darum viele dieser Lieder sehr sangbar.

Freudvoll und leidvoll heißt die Sammlung, zu der Eduard Engel Goethes Liebesgedichte zusammenstellt /Leipzig, Hesse & Becker/. Der Titel ist goethisch; und scheint er nicht trotzdem allzu süß? Eduard Engel kennt alles Goethesche gut. Er erklärt überall ein wenig zu väterlich, nicht feurig genug. Das ist seine Art, die immerhin von der blassen Spießbürgerei noch um einige Siedegrade verschieden ist.

Kurze Chronik Elsbeth Teichmann, die Tochter des Begründers der Gartenlaube, des Verlagsbuchhändlers Ernst Keil, hat, um dessen Andenken zu ehren, der Stadt Leipzig ein Vermögen von 1 701 600 Mark zum Zweck der Errichtung einer Stiftung hinterlassen. Aus ihren Erträgnissen sollen Schriftsteller und andere Künstler, ferner auch Leipziger Buchhändler unterstützt werden. ◇ Unter dem Namen Wostok wurde in Dresden ein deutsch-russischer Verlag gegründet, der die wesentlichsten deutschen Werke, zunächst der Gegenwart, später der Vergangenheit, in russischer, die wesentlichsten russischen Werke der jüngsten Vergangenheit in deutscher Sprache herausgeben will. ◇ Im Garten des Luxembourg in Paris ist ein Stendhaldenkmal errichtet worden: eine einfache weiße Stele, die eine von Rodin modellierte Kopie des Porträtmedaillons Stendhals von David d'Anger trägt. ◇ Bei einem Antiquar in Paris wurde eine Reihe von Manuskripten Andersens gefunden; vor allem das des Bilderbuchs ohne Bilder, ferner einige seiner berühmtesten Märchen. ◇ Der in dieser Rundschau (1920 I, Seite 552) angezeigte Roman Demian hat seinem Verfasser den Fontanepreis gebracht. Dieser Verfasser, auf dem Titelblatt Emil Sinclair genannt, ist, wie jetzt bekannt wurde, Hermann Hesse, der so feststellen konnte, daß seine Bücher auch ohne seinen Ruf ihre Wirkung auf seine zahlreichen Leser ausüben.

Literatur Friedrich Zillmann schildert Theodor Fontanes menschliche und dichterische Persönlichkeit (Theodor Fontane als Dichter: Er und über ihn

/Stuttgart, Cotta/). Eine wissenschaftliche Arbeit von Wert über einen Dichter, der bis jetzt, obgleich oft erwähnt, noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden hat, die ihm fraglos gebührt. ◇ Hanns Martin Elster hat Walter von Molo ein dickes Buch der Würdigung, der Lebensbeschreibung und der künstlerischen Ausdeutung gewidmet. Er verfaßte seine Biographie als ein Mann, der die Erfahrungen der Goetheforschung für das Dichterbild Molos gebrauchte /München, Langen/.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Torfverwertung In den Mitteilungen der Vereinigung der Elektrizitätswerke macht August Zander interessante Mitteilungen über Torfkraftwerke und Nebenproduktanlagen. Er warnt zunächst vor überschwenglichen Hoffnungen, die in die Torfverwertung im großen gesetzt werden. Der Hauptnachteil des Torfs besteht in seinem hohen Wassergehalt. Während zur Gewinnung von 1 Tonne Trockensubstanz bei Steinkohle nur etwa 1 Tonne, bei Braunkohle 2 bis 2½ Tonnen abzubauen sind, müssen bei Torf etwa 10 Tonnen abgebaut werden. Dabei ist der Wassergehalt im Torf nicht etwa wie in einem Schwamm enthalten, sondern Torftrockensubstanz und Wasser bilden eine sogenannte kolloidale Mischung, das heißt Wasser- und Torfteilchen sind in äußerst feiner Verteilung innig mit einander gemischt und lassen sich nicht mechanisch sondern nur durch Austrocknen und Verdampfen von einander trennen, wobei die zurückbleibende Trockensubstanz zu einer zusammenhängenden Masse von holz- oder hornartigem Charakter zusammenschrumpft. Der kolloidale Zustand kann allerdings auch durch Frost zerstört werden, da Wasser nur kristallinisch zu gefrieren vermag; beim Ausfrieren des Wassers wird aber der Zusammenhang der Torfmasse zerstört, so daß sie zu einer bröckligen, lockern Masse zerfällt, die für Brennzwecke ebenso ungeeignet wie nasser Torf ist. Torf darf daher nicht bei Frost getrocknet werden, und deshalb beschränkt sich die Torfgewinnung auch nur auf die 4 Sommermonate. Der hohe Wassergehalt des Torfs und die Beschränkung der Torfgewinnung auf nur 4 Monate im Jahr, sowie die Notwendigkeit der frostfreien Aufspeicherung des Torfs für die Winterzeit machen deshalb den Torfbetrieb gar nicht so billig.

Der Abbau des Torfs geschieht im großen mit Löffel- oder Eimerbaggern, die den Torf einer Knet- und Mischmaschine zuführen, aus denen er in backsteinförmige Soden geschnitten heraustritt. Wegen der geringen Tragfähigkeit des Moorbodens dürfen die Torfmaschinen aber nicht zu schwer ausgeführt werden; die Leistungsfähigkeit der einzelnen Maschine ist demnach auch nicht besonders hoch. Nach der Formung der Torfsoden folgt deren Trocknung an der Luft. Hierbei kann man den Wassergehalt bis auf 20 bis 25 % herunterbringen. In der Praxis geht man jedoch meist nicht weiter als bis zu einer Austrocknung bis auf 35 bis 40 % Wassergehalt, weil die Austrocknung des Torfs mit sinkendem Wassergehalt immer langsamer vor sich geht, so daß eine stärkere Austrocknung zu unverhältnismäßig ausgedehnten Trockenanlagen führt. Sind doch schon bei Austrocknung bis auf 35 bis 40 % auf 100 Tonnen Torf ½ bis ¾ Hektar Trockenfläche zu rechnen. Außerdem beansprucht das Trocknen des Torfs eine recht beträchtliche Aufwendung an menschlicher Arbeit zum Häufeln und Wenden der Soden.

Die Schwierigkeiten und Kosten der natürlichen Torftrocknung haben zahlreiche Versuche veranlaßt durch Zentrifugieren, Pressen, Trocknen mit Abdampf, Feuergasen usw. die Trocknung künstlich zu bewirken, wodurch auch die Torfgewinnung in der kältern Jahreszeit ermöglicht würde. Die meisten dieser Verfahren sind aus Gründen der Rentabilität gescheitert. Trotzdem liegt auf dieser Linie die einzige Möglichkeit der wirklich rationellen Torfausnutzung im kontinuierlichen Dauerbetrieb. Hierdurch würde auch die überaus schwierige Arbeiterfrage ihre Lösung finden. Denn für die Torfgewinnung braucht man etwa die 2½fache Arbeiterzahl als beim Steinkohlenbergbau, und die Ansiedlung der Arbeitermassen in den Torfmooren ist natürlich weit weniger leicht als in den Kohlegebieten. Dazu kommt dann noch die in Verbindung mit der Abtorfung stehende Gewinnung von neuem Kulturland, die die Torfgewinnung in Deutschland zu einer so außerordentlich weittragenden wirtschaftlichen Frage machen. Der Wert des enttorften Landes ist mit 2000 Mark für den Hektar einzusetzen, wobei noch von dem Hektar im Durchschnitt zirka 2500 Tonnen trockenen Torfs gewonnen werden.

Der Heizwert der aschenfreien Trockensubstanz kann zu rund 5000 Kalorieen

angenommen werden, so daß Torf von 5 % Aschen- und 30 % Wassergehalt einen Heizwert von rund 3000 Kalorieen besitzt. Er ist demnach einer mittlern Braunkohle etwa gleichwertig zu setzen. Noch weniger als diese Braunkohle eignet sich aber Torf zur Versendung auf größere Strecken, da er beim Transport leicht zerfällt und wegen des niedrigen spezifischen Gewichts den Laderaum der Bahnwagen schlecht ausnützt. Torf ist demnach vornehmlich zur Verwendung an der Gewinnungsstelle geeignet, was vor allem in elektrischen Überlandzentralen geschehen kann. Diese Zentralen müssen mitten im Moor, also in meist nur schwach bevölkerten Gegenden, angelegt werden. Auf einen Gleisanschluß wird meist verzichtet werden müssen, was für die Heranführung der schweren Maschinenteile sehr unangenehm ins Gewicht fällt. Wenn das Moorgebiet, wie in Ostfriesland, von einzelnen schiffbaren Kanälen durchzogen ist, so empfiehlt es sich das Kraftwerk an einem solchen Kanal anzulegen. Eine der Hauptschwierigkeiten bei größeren Kraftwerken liegt darin die Torfgewinnung mit dem oft sprunghaft gesteigerten Bedarf der Zentrale in Einklang zu bringen. Hat doch ein normal belastetes Werk von 10 000 Kilowatt Leistung einen Jahresbedarf von 90000 Tonnen Trockentorf, die zu zwei Dritteln eingelagert sein müssen. Das entspricht einer jährlichen Abbaufläche von rund 35 Hektar und einer Trockenfeldfläche von 3- bis 400 Hektar. Sehr häufig sind deshalb Moorzentralen gezwungen Steinkohle zur Kesselfeuerung heranzuziehen.

Der hohe Gehalt des Torfs an flüchtigen Bestandteilen läßt die Verkokung des Torfs sehr verlockend erscheinen, wenn auf die Gewinnung von Teer und Ammoniak Wert gelegt wird. Das frei werdende Gas kann zur Retortenbeheizung verwandt werden. Der entstehende Torfkoks, von dem 300 bis 350 Kilo auf 1 Tonne Torf abfallen, steht in seinen Eigenschaften zwischen Steinkohlenkoks und Holzkohle, die er in vielen Fällen zu ersetzen vermag. Wegen seines hohen Heizwerts von 6- bis 7000 Kalorieen ist der Torfkoks auch zur Versendung auf weite Entfernungen geeignet. Da die Ausbeute an Nebenprodukten bisher aber erheblich hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist, so hat die Torfverkokung noch keine große wirtschaftliche Bedeutung gewonnen. Dagegen erscheint die vollständige Vergasung des Torfs in Generatoren aussichtsvoller. Als Durchschnittswert der Ausbeute kann man bei einem Torf von 3000 Kalorieen Heizwert etwa 2 Kubikmeter Gas von 1150 Kalorieen, 0,06 Kilogramm Teer und 0,025 Kilogramm Ammoniumsulfat auf 1 Kilogramm Torf annehmen, wovon allerdings 0,5 Kubikmeter Gas zur Erzeugung des Zusatzdampfs für die Generatoren wieder verbraucht werden. Das zur Verfügung stehende Gas kann zum Betrieb von Gasmaschinen oder zur Beheizung der Dampfkessel in den Elektrizitätszentralen verwandt werden. Verzichtet man auf die Gewinnung der Nebenprodukte, so kann der Torf, in Verbindung mit Sauggasmotoren, auch vollständig vergast werden. Diese Anwendung kommt jedoch nur bei kleineren Anlagen zur Anwendung. Wegen des Umwegs über die Generatorenanlage ist mit einem Verbrauch von etwa 4 Kilogramm Torf fur die Kilowattstunde zu rechnen, gegenüber 2,5 bei direkter Verbrennung. Bei geringer Belastung des Werks ist der relative Verbrauch jedoch noch wesentlich höher, da die Generatoren für die Spitzenleistung des Werks dauernd durchbrennen müssen. Die Schwierigkeiten der regelmäßigen Torfbeschaffung für die Zentralen werden also bei Vergasungsanlagen noch erheblich größer als sie schon an und für sich sind. Torfvergasungsanlagen, die überdies noch einen beträchtlichen Kapitalaufwand verlangen, sind deshalb wirtschaftlich nur in dem Fall gerechtfertigt, daß die Gewinnung der Nebenprodukte den Mehraufwand an Kapital und Arbeit kompensiert, was immer nur von Fall zu Fall entschieden werden kann.

Kohlenvergasung

Es ist hier schon früher von Versuchen berichtet worden, die von der Maschinenfabrik Thyssen in Mülheim an der Ruhr angestellt sind, um durch Tieftemperaturentgasung aus diesen die wertvollen Bestandteile herauszudestillieren, die zur Gewinnung von Leuchtölen, Benzin usw. dienen können. Über diese Versuche und die zu ihrer Durchführung angewandte Apparatur berichtet nun E. Roser in Stahl und Eisen. Die für die restlose Gewinnung der in der Kohle vorhandenen chemischen Verbindungen so bedeutungsvolle Entgasung bei relativ niedriger Temperatur wird nach diesem Bericht in Schwelöfen in Form der Drehöfen ausgeführt, wie sie auch zur Zementherstellung dienen. Ein solcher Drehofen von 24 Meter Länge und 2,5 Meter Durchmesser befindet sich seit 1919 im Dauerbetrieb und hat sich hierbei ausgezeichnet bewährt. Zur Ent-

gasung gelangten Gasflammförderkohlen, und es sind auch mit guter Ausbeute Hirschfelder Rohbraunkohlen entgast worden. Die Ausbeute an Nebenerzeugnissen ist in diesen Drehöfen erheblich größer als nach den alten Verfahren. Rund 90 % der im Laboratorium ermittelten flüchtigen Bestandteile werden als Urteer (Drehofenteer) gewonnen, während die Ausbeute nach den früheren Verfahren nur rund 50 % betrug. Bis 6 % des Gewichts der Rohkohlen werden als Leichtöle (bis 200° siedend) erhalten, und dazu kommen noch beträchtliche Mengen eines sehr hochwertigen Gases von 7- bis 9000 Kalorieen untern Heizwerts. Die Ausbeute beträgt auf 150 Kubikmeter Schwelgas 1 Tonne entgaster Kohlen. Die Entgasung im Drehofen wurde hauptsächlich deshalb gewählt, weil sich hierbei ein Halbkoks ergibt, der sich ausgezeichnet zur weitern vollständigen Vergasung im Drehrostgenerator eignet.

Gleichzeitig liefert der Drehofenentgaser die Mittel zur Ent- und Vergasung deutscher Braunkohlen, die bisher auf Schwierigkeiten gestoßen war. Man ging zunächst von dem Gedanken aus den Betrieb der Gaserzeugung mit stark backenden Steinkohlen dadurch zu erleichtern, daß man diesen Rohbraunkohlen bis zum Verhältnis von 1 : 1 zusetzte. Die Folge dieses Braunkohlenzusatzes war eine Lockerung der sonst stark zusammenbackenden Beschickung, die nur durch mühsame Zerkleinerung für die weitere Vergasung verwendbar gemacht werden konnte. Später wurde der Braunkohlenzusatz weiter gesteigert, bis zum Verhältnis 1 : 5, und schließlich wurde es sogar ermöglicht mit reinen Braunkohlen im Drehrostgaserzeuger zu arbeiten.

Im Anschluß hieran sei auch noch berichtet, daß es dem Magdeburger Gaswerk in der Zeit der höchsten Kohlennot gelungen ist reine Braunkohlen des Magdeburger Bezirks in senkrechten Retorten zu vergasen. Es wurden hierbei aus 1 Tonne Braunkohlen 224 Kubikmeter Gas von 3300 Kalorieen und 262 Kilogramm Koks gewonnen. Der Koks hatte die Beschaffenheit des bekannten Grudekoks. Durch Aussieben des Koks und durch Zumischen eines Abfallstoffs der chemischen Industrie, der Salpeter enthielt, konnte er wesentlich verbessert werden. Bemerkenswert ist die Erfahrung, die bei dieser Vergasung der Braunkohlen gemacht wurde, daß die bei der Vergasung entstehende Asche die Retorten stark angreift.

Betonwagen In dem Eisenbeton besitzen wir ein Konstruktionsmaterial von vielseitiger Verwendbarkeit. Beim Bau von Brücken und Kuppeln hat es sich bereits glänzend bewährt, und es ist hier (in dieser Rundschau, 1917 III, Seite 1311, und in der Rundschau Verkehr, 1918 II, Seite 1239 f.) auch schon von Eisenbetonschiffen berichtet worden, die ihre Fahrten über den Ozean zur völligen Zufriedenheit leisten. Die besonderen Vorzüge der Eisenbetonbauten beruhen auf deren rascher Herstellungsmöglichkeit und ihrer hohen mechanischen Festigkeit. Die neueste Leistung auf diesem Gebiet sind nun Eisenbahnwagen, deren Fabrikation von der Waggonfabrik H. Fuchs in Heidelberg mit Erfolg aufgenommen wurde. Die Firma ging hierbei ganz systematisch vor, indem sie zunächst die Festigkeit der Konstruktion erprobte. Dieses Moment ist hier von grundlegender Wichtigkeit; denn beim Rangieren von Eisenbahnzügen haben die einzelnen Wagen unausgesetzt starke Stöße auszuhalten, und es läßt sich auch nicht vermeiden, daß gelegentlich Wagen mit hoher Geschwindigkeit auf die Prellböcke auffahren. Dieser Beanspruchung müssen die Wagen, insbesondere deren Rahmenwerk, gewachsen sein. Um die Eignung des Eisenbetons in dieser Richtung zu erproben, baute die Firma zunächst einen Prellbock von 35 Tonnen Gewicht, dessen Rahmen dem Grundrahmen eines Eisenbahnwagens entsprach. Dieser Prellbock aus Eisenbeton wurde nun mit einem beladenen eisernen Güterwagen kräftig angefahren, und hierbei erwies sich der Prellbock als wesentlich widerstandsfähiger als der eiserne Wagen. Auf Grund der bei den Versuchen gemachten Erfahrungen baute die Firma sodann einen offenen 20 Tonnen-Kohlenwagen, bei dem nur die Seitenklappen und Teile der Rungen aus Eisen, alles Übrige aber aus Eisenbeton bestand. Der Wagen unterschied sich äußerlich nicht von einem gewöhnlichen Eisenbahnwagen, nur war sein Gewicht im unbeladenen Zustand 35 %, im beladenen immer noch 10 % höher als ein Eisenwagen gleicher Tragkraft. Bei Verwendung von Leichtbeton ermäßigen sich diese Zahlen auf 22 und 7 %, so daß auch in dieser Hinsicht der Eisenbetonwagen konkurrenzfähig erscheint. Bei Wagen größerer Verhältnisse werden sich dann noch weitere Gewichtsersparnisse erzielen lassen. Dem höhern Gewicht des Eisenbetonwagens steht andrerseits aber, und das ist für die gegenwärtige Wirt-

schaftslage von größter Bedeutung, eine erhebliche Ersparnis an Eisen gegenüber. Denn während für das Untergestell eines eisernen 15 Tonnen-Wagens rund 1,2 Tonnen Walzeisen verbraucht werden, braucht der Eisenbetonwagen nur rund 0,57 Tonnen Eisen, und zwar nur ordinäres Handelsrundeisen, das dazu noch keiner besondern Bearbeitung bedarf. Der andere, gegenwärtig gleichfalls außerordentlich wichtige Vorzug besteht in der Möglichkeit einer raschen und billigen Serienherstellung von Betonwagen. Es wäre also sehr leicht möglich mit Hilfe der Eisenbetonwagen unsere Eisenbahnen in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder auf ihre alte Leistungsfähigkeit zu bringen. Daß die Eisenbetonwagen dazu noch geringere Ausbesserungen als die Eisenwagen erfordern, sei nur noch nebenher erwähnt.

Beleuchtungsnormen Die Deutsche Beleuchtungstechnische Gesellschaft hat die folgenden Leitsätze für die Innenbeleuchtung der Gebäude aufgestellt:

»Die Anlagen und Einrichtungen der Gebäude mit natürlichem und künstlichem Licht müssen den Forderungen der Zweckmäßigkeit, Gesundheit, Wirtschaftlichkeit und Schönheit entsprechen.

I. ZWECKMÄSSIGKEIT

1. Jeder zu beleuchtende Raum muß eine seinem Zweck angemessene Beleuchtung erhalten. Man unterscheidet Allgemeinbeleuchtung und Platzbeleuchtung. Die Allgemeinbeleuchtung dient entweder als Verkehrsbeleuchtung oder als Zusatzbeleuchtung in Räumen aller Art neben Platzbeleuchtung oder als Arbeitsbeleuchtung. Die Platzbeleuchtung ist stets Arbeitsbeleuchtung. Die empfangene Beleuchtung soll mindestens betragen: A. bei Allgemeinbeleuchtung, soweit sie als Verkehrsbeleuchtung dient, als mittlere Beleuchtung der horizontalen Fläche in 1 Meter Höhe, a) in Räumen von untergeordneter Bedeutung etwa 1 Lux, b) auf Vorplätzen, in Treppenhäusern und dergleichen 5 Lux, c) in Aufenthalts- und Arbeitsräumen für zahlreiche Personen 10 Lux; B. bei Arbeits- und Platzbeleuchtung als mittlere Beleuchtung der Arbeitsfläche an der Arbeitsstelle d) für grobe Arbeiten 10 Lux, e) für Schreiben und Lesen 25 Lux, f) für Zeichnen, Sticken, Uhrmacher- und Feinmechanikerarbeiten 50 Lux. Diese Zahlen sind als äußerstes Minimum für eine Übergangszeit anzusehen. Praktisch müssen sie wesentlich überschritten werden. Bei der Bearbeitung dunkler Stoffe wird eine wesentlich stärkere Beleuchtung gebraucht als bei hellen Stoffen. Die Beleuchtungseinrichtungen (Fenster, Lampen und deren Zubehörteile, wie Glocken, Reflektoren usw.) dürfen durch Staubanhäufung oder durch Ausbrennen der Lampen, Glühkörper usw. keine solche Einbuße erleiden, daß die Beleuchtungsstärken unter die hier geforderten Werte herabsinken. 2. Die Allgemeinbeleuchtung darf weder vollkommen zerstreut (schattenlos) sein, noch dürfen störende Schlagschatten auf dem Fußboden, den Wänden und den im Raum befindlichen Gegenständen entstehen. 3. Es ist darauf zu achten, daß die Arbeitsfläche von Stelle zu Stelle keine störenden Beleuchtungsunterschiede aufweisen darf; ebenso dürfen zeitliche Beleuchtungsschwankungen nicht belästigen. 4. Beim Entwurfe von Beleuchtungsanlagen ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß schroffe Unterschiede in der Beleuchtung an einander stoßender Räume nach Möglichkeit auszugleichen sind. 5. Bei ausschließlich natürlicher Beleuchtung darf der Tageslichtquotient, das ist das Verhältnis der bei Tageslicht vorhandenen Beleuchtung zu der Beleuchtung, die von der freien Himmelskugel erzeugt würde, nicht unter 0,5 % betragen. 6. Die Anlagen zur Verteilung des Lichtes müssen sich in den Plan des Gebäudes einfügen. 7. Bei der Errichtung wichtiger Gebäude, bei denen es auf eine gute Beleuchtung ankommt, ist die Beiziehung eines Beleuchtungstechnikers schon bei der Aufstellung des Bauplanes zu empfehlen.

II. GESUNDHEITSRÜCKSICHTEN

1. Die Augen sind vor Blendung durch direktes und reflektiertes Licht zu schützen. 2. Die zur Beleuchtung von Arbeitsplätzen dienenden Einzellampen müssen abgeschirmt werden, wenn ihre Flächenhelle größer als 0,75 Hefnerkerzen für den Quadratzentimeter ist. 3. Zur allgemeinen Raumbeleuchtung dürfen auch Lichtquellen von höherer Flächenhelle benutzt werden. Die Flächenhelle darf aber 5 Hefnerkerzen für den Quadratzentimeter nicht übersteigen, wenn die Lichtquellen so angebracht sind, daß der Winkel des Sehstrahles gegen die wagerechte Ebene weniger als 30° beträgt; andernfalls sind auch diese Lichtquellen abzuschirmen oder in lichtstreuende Hüllen einzuschließen. 4. Einer schädlichen Ansammlung von Abgasen und einer störenden Wärmeentwickelung durch Lichtquellen soll durch Ventilation der Räume vorgebeugt werden.

III. WIRTSCHAFTLICHKEIT
Sofern die unter Berücksichtigung der Punkte I und II vorgeschlagenen Beleuchungsanlagen auf verschiedene Weise verwirklicht werden können, ist nach Durchrechnung jeder einzelnen Möglichkeit die wirtschaftlichste Ausführungsart zu wählen.
IV. SCHÖNHEIT
Die Einrichtungen zur Beleuchtung eines Raumes sind unter Rücksichtnahme auf dessen künstlerische Ausstattung anzubringen, doch dürfen notwendige lichttechnische Forderungen niemals zugunsten künstlerischer Ausstattung vernachlässigt werden. Bei der Einrichtung einer Beleuchtungsanlage in öffentlichen Gebäuden ist ein künstlerischer Bausachverständiger zuzuziehen.«

Kurze Chronik Die deutschen Funkenstellen haben jetzt ihren Betrieb wieder voll aufgenommen. Die Küstenfunkenstellen verkehren wieder mit den Schiffen. Norddeich übermittelt Sturmwarnungen, Wetternachrichten und Nachrichten für Seefahrer an die Schiffe; Nauen und Eilvese dienen dem überseeischen Telegrammverkehr, Nauen sendet außerdem um 1 Uhr das international vereinbarte Zeitsignal aus und übermittelt deutsche Pressemeldungen. Eine wichtige Rolle spielt die Hauptfunkenstelle in Königswusterhausen, die Zentralstelle für den innern Verkehr und den Verkehr mit den europäischen Ländern geworden ist. Die Funkstellen des Reichsfunknetzes, die ständig zunehmen und mit den Telegraphenämtern verbunden sind, dienen dem Telegrammverkehr zwischen den wichtigsten Orten Deutschlands. ◇ In Paris wird ein neues Riesenelektrizitätswerk errichtet. Das Werk soll nahe der innern Stadt an der Seine gebaut und mit 7 Drehstromgeneratoren von je 35 000 Kilowatt ausgerüstet werden. Ein Teil der elektrischen Ausrüstung kommt aus Amerika. ◇ Eine Wasserkraftanlage am Lac d'Oô bei Luchon in den Pyrenäen ist eingerichtet worden, die weniger durch ihren Umfang (sie leistet nur rund 25 000 Pferdestärken) als durch die Ausnutzung des hohen Gefälles von 800 Meter Interesse erregt. ◇ Zu Anfang des Jahres 1915 sind bei den schwedischen Eisenbahnen 50 Erzwagen mit Kugellagern ausgerüstet worden. Die eingehenden Versuche haben ergeben, daß der Anfahrwiderstand fast völlig wegfällt und der Fahrwiderstand etwa 38 % kleiner ist als bei Gleitlagern. Die Zuglänge läßt sich demnach um 15 bis 38 % erhöhen. ◇ Unter Benutzung elektrischer Wellen ist jetzt von der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie eine Einrichtung geschaffen und erprobt worden, die bei fahrenden Eisenbahnzügen das Lokomotivpersonal auf ein zu beachtendes Streckensignal aufmerksam machen soll. Die Einrichtung besteht aus einem Röhrensender, der ein hörbares und sichtbares Signal (Hupe und elektrische Lampe) betätigt. ◇ In Greenwich wurde eine Versuchsanstalt für Wärmewirtschaft errichtet. ◇ Einen Kursus zur Ausbildung von Beleuchtungsingenieuren veranstaltet die Deutsche Beleuchtungstechnische Gesellschaft in der Zeit vom 13. bis zum 18. September in der Technischen Hochschule in Berlin. Es werden von W. Wedding, A. Meyer, Korff-Petersen, Bertelsmann, L. Bloch, Wechmann, Gehlhoff und dem Verfasser dieser Rundschau die folgenden Themen behandelt werden: Bedeutung der Beleuchtungstechnik, Wissenschaftliche Grundlagen der Lichterzeugung, Photometrie, Elektrische Lampen, Gaslampen, Lampen mit festen und flüssigen Brennstoffen, Azetylen, Beleuchtungskörper, Projektierung von Beleuchtungsanlagen, Anwendung des Lichts zur Beleuchtung von Innenräumen, zur Beleuchtung von Straßen, Bahnanlagen und Fahrzeugen, Scheinwerfer und Projektionsapparate, Hygiene der Beleuchtung.

Literatur Seit Oktober 1919 erscheint im Verlag von S. Hirzel in Leipzig eine von W. Moede und O. Piorkowski herausgegebene Monatsschrift unter dem Titel Praktische Psychologie, die neben den Problemen der Berufseignung vornehmlich auch die der Rationalisierung der Arbeitsverfahren (Taylorsystem) verfolgt, wie sie durch experimentelle Forschung gelöst werden können; daneben will die Zeitschrift auch die Psychologie der Absatztechnik, also die Reklame, wissenschaftlich behandeln. Die von Moede und seinen Mitarbeitern ausgearbeiteten Untersuchungsmethoden haben in weiten Kreisen der Industrie und Technik Aufmerksamkeit und Interesse erregt, so daß die neue Zeitschrift bereits einen vorbereiteten Boden fand. Über die Richtung, die von ihr verfolgt wird, wird hier in der Rundschau Psychologie das Notwendige gesagt.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION ELLA BORMANN IN CHARLOTTENBURG / VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN / DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN